



das ksfh Jahr

Jahresbericht 1 | Dezember 2015

2015

2015

Die Hochschule	
Vorwort	3
Interview mit Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank	4
Studienqualitätsmonitor 2014	6
Die Fachbereiche im Aus- und Rückblick	8
Die Dekanate in der Sozialen Arbeit	12
Der Weg zum Dokortitel: Kooperative Promotionen	14
Die KSFH in Zahlen	16
Die Studiengänge	
BEFAS, Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern	19
Pflege <i>dual</i> – Aufbau, Wachstum und Aufbruch	24
Angewandte Gerontologie – IF-Zertifikat & Master im Verbund	28
Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit	30
Personen	
Interview mit Prof. Dr. Franz Ebbers	32
Forschung & Entwicklung	
Inklusion muss nach Schulschluss nicht aufhören	35
Handeln statt reden: Väter von Kindern mit Behinderung brauchen eigene Angebotsstrukturen	39
Rückenwind für die Akademisierung der Pflege- und Gesundheitsberufe: Evaluation von Modellstudiengängen in Nordrhein-Westfalen	42
Qualitätsoffensive: Primary Nursing in der Langzeitpflege	45
KSFH International	
Ein Praktikum in Argentinien, Katharina Wutte berichtet	48
Erasmus+: Studierende und KSFH-MitarbeiterInnen im Interview	50 ff.
IF Fort- und Weiterbildung & Tagungen	
Ausbildung in Supervision und Coaching	62
Kurzinterview mit Felix Berth zur Ausbildung	64
IF-Tagungen 2016	65
Im Studium	
Film-Projekt ‚Gesund in Haft‘: Nathalie Kling gewann den Sirius-Preis	66
Ausgezeichnet 2015: Susanne Klett und Tobias Raßdörfer im Interview	68
Personalia	
Neue KSFH-Mitglieder in 2015	72
Impressum	75

SEHR GEEHRTE DAMEN UND HERREN, LIEBE KOLLEGINNEN, LIEBE KOLLEGEN,

unsere Hochschule erhält in diesem Jahr erstmals einen Jahresbericht. Doch wozu eigentlich? Die KSFH ist schließlich kein Wirtschaftsunternehmen, dessen Erfolg sich an Umsatzzahlen misst, auch sind wir keine gemeinnützige Organisation, die hier auf Werbung und auf das Vertrauen ihrer Spender angewiesen ist. Dennoch ist es wichtig, auch als Bildungseinrichtung den Jahresverlauf öffentlich darzulegen. Was ist an der KSFH in 2015 passiert? Wer war beteiligt, wie erfolgreich konnten neue Studienformate eingeführt werden? Was konnte in 2015 initiiert und nun im Folgejahr weitergeführt werden? Unsere Hochschule lebt von einer Öffentlichkeit – von unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Studierenden, Praxis- und Projektpartner aus Forschung und Entwicklung –, die sich aktiv und engagiert an der Hochschulentwicklung beteiligt. Dieser Jahresbericht leistet also zunächst einen Beitrag, um sich über die KSFH und das Jahr 2015 zu informieren, er versteht sich als eine Zusammenfassung wichtiger Ereignisse, Aktivitäten und Projektarbeiten. Zugleich spiegelt dieses Magazin aber auch das besondere Image der KSFH wider – als eine Hochschule, die sich im sozialen, pädagogischen und Pflege-Bereich spezialisiert hat und genau dort auch immer wieder gesellschaftsrelevante Akzente setzt.

Lesen Sie auf den Folgeseiten beispielsweise einen Bericht zu unserem neuen Studiengang Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit, der in Benediktbeuern mit weit mehr Studierenden losstarten konnte, wie von uns anfänglich erwartet. Unter dem Titel „Brücken schlagen“ zeigen wir auf, wie aktiv sich die KSFH – gerade auch im Vergleich zu anderen Hochschulen bundesweit – in der (Nach-)Qualifizierung von Studierenden mit ausländischen Bildungsabschlüssen für den deutschen Arbeitsmarkt einbringt. Das Institut für Fort- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung führt in diesem Jahr zum 16ten Mal, mit großem Erfolg, die Ausbildung in Supervision und Coaching durch – lesen Sie, wie es zu der Fortbildungsreihe kam und warum sie so wichtig ist. Und nicht zuletzt werden Sie feststellen, dass das Thema Forschung & Entwicklung eine hohe Gewichtung erhält, denn hier wird auch in 2016 ein wichtiger Entwicklungsschwerpunkt unserer Hochschule liegen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude an den Themen, die unsere Hochschule bewegen.

Ihr



Hermann Sollfrank



Prof. Dr. Hermann Sollfrank,
Präsident der Katholischen
Stiftungshochschule München

1 JAHR IM AMT: INTERVIEW MIT DEM PRÄSIDENTEN PROF. DR. HERMANN SOLLFRANK

Rund ein Jahr ist es nun her, dass Prof. Dr. Hermann Sollfrank das Amt als Präsident der KSFH übernommen hat. Was hat sich in diesem Jahr getan? Was hat sich für den Professor für Sozialpädagogik verändert? Hermann Sollfrank spricht im Interview über seine Position an der Hochschule, über die Herausforderungen und die Vielfältigkeit im Tagesablauf eines Präsidenten. Gleichermäßen richtet er seinen Blick auf die KSFH als Hochschule, auf Entwicklungen in diesem Jahr und in der Zukunft.

Lieber Herr Sollfrank, Sie sind jetzt ein Jahr im Amt. Wie beschreiben Sie dieses Jahr? Was hat sich an Ihrem Arbeitsalltag verändert seit Sie Präsident der KSFH sind?

Bunt und vielfältig, das sind die beiden Attribute, die mir an der Stelle ad hoc einfallen. Ich bin mit sehr unterschiedlichen (Entwicklungs-)Themen befasst, manche sind politisch-strategischer Natur, andere betreffen die interne Organisation und Struktur unserer Hochschule. Wenn ich meine jetzige Position mit meinem Aufgabenfeld als Professor vergleiche, dann stelle ich eine Verlagerung fest – weg von Forschung und Lehre, hin zur Hochschulorganisation, zu Managementaufgaben und zur Hochschulpolitik. Manche Aufgabenfelder sind mir bereits vertraut, in andere wachse ich noch hinein und auch wenn das Arbeitsvolumen stets hoch ist, bin ich sehr froh darüber, dass ich mich vor einem Jahr als Kandidat für das Amt habe aufstellen lassen.

Sie nehmen als Präsident verschiedene Rollen ein. Wie definieren Sie diese?

Die Rollen, die ich situativ übernehme, bilden sich in dem System unserer Hochschule ab, in der Selbstverwaltung nicht nur gewünscht ist, sondern auch gelebt wird. Wir sind, so gesehen, eine Organisation aus Expertinnen und Experten mit hoher Handlungsfreiheit und Flexibilität. Meine Aufgabe als Präsident ist es, eine Balance zwischen diesem Recht auf Autonomie und den entwicklungspolitischen Zielen der KSFH zu finden. Hierbei bin ich der Vermittler, Förderer, ich rege an, animiere und motiviere und manchmal bin ich eben auch derjenige, der die Entscheidungen zu treffen hat. Letzteres funktioniert allerdings auch nur als Mandatsträger, wenn die wichtigen Instanzen der Selbstverwaltung – und somit der Senat, das Kuratorium und die Erweiterte Hochschulleitung – bereits durchlaufen sind. Das Präsidentenamt an einer Institution mit Bildungsauftrag kann und sollte auch nicht mit einer Leitungsfunktion in Wirtschaftsunternehmen gleichgesetzt werden. Auch dann nicht, wenn der Position ein unternehmerischer Anteil innewohnt, da wir uns als Hochschule genauso auf einem

Markt mit vielen anderen Anbietern bewegen und immer wieder austarieren müssen, wie wettbewerbsfähig unsere Studienangebote sind.

Haben Sie sich das Amt als Präsident so vorgestellt? Oder sind Sie an mancher Stelle auch überrascht?

Ich habe mich bereits im Vorfeld, noch vor meiner Kandidatur, mit den Anforderungen befasst. Mir war klar, dass mich ein umfangreiches Aufgabengebiet erwartet und dennoch steigt meine Lernkurve – auch nach diesem ersten Jahr als Präsident – weiterhin an. Ich nehme neue Perspektiven ein, lerne Fragestellungen der Fachbereiche kennen, mit denen ich mich bis dato nicht auseinandergesetzt habe; es kristallisieren sich standortspezifische Unterschiede heraus, die es – unter dem Dach einer gemeinsamen Hochschule – zu nutzen gilt; ich bin z. B. mit dem Neubau und damit mit der räumlichen Hochschulerweiterung am Campus München beschäftigt, eine Maßnahme, die mein Vorgänger bereits initiierte und die nun umgesetzt wird. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ja, ich bin überrascht, wie außerordentlich spannend und vielschichtig die Entwicklungsthemen sind.

Was hat sich in diesem Jahr an der Hochschule getan? Welche hochschulrelevanten Entwicklungen haben sich ergeben?

Hier gibt es eine Reihe an Ereignissen, die zur Entwicklung unserer Hochschule beitragen. So sind beispielsweise mittlerweile alle Studiengänge akkreditiert – mit Ausnahme des erfolgreich gestarteten Bachelorstudiums ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘, bei dem das Prüfungsverfahren erst zu einem späteren Zeitpunkt anläuft. Der Fachbereich Pflege startete im Sommersemester bayernweit mit dem ersten Master in ‚Pflegerwissenschaften – Innovative Versorgungskonzepte‘. Studienformate wie BEFAS oder das ‚Internationale Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern‘, die eigens für Absolventinnen und Absolventen mit ausländischen Studienabschlüssen konzipiert sind – und bisher nur an der KSFH angeboten werden – konnten sich bereits bewähren. Darüber hinaus sind wir sehr stark am Ausbau von



kooperativen Promotionen mit Universitäten interessiert. In diesem Jahr wird ein entsprechender Vertrag mit der Hochschule für Philosophie unterzeichnet. Das ist auch insofern eine maßgebende Kooperation, da es sich um den Verbund zweier kirchlicher Hochschulen handelt. Die vielfältige Expertise, die die KSFH im Bereich der Gerontologie, Pflege, Sozialen Arbeit und Theologie beherbergt, soll in naher Zukunft in dem Kompetenzzentrum ‚Zukunft Alter‘ gebündelt werden, das ans IF angegliedert sein wird. Im Hinblick auf die Verwaltungsstruktur, die im engen Zusammenhang mit allen anderen Entwicklungsthemen steht, konnten wir beispielsweise den IT-Bereich stark konsolidieren. Die KSFH ist, und das zeichnet uns auch aus, eine der wenigen Hochschulen in Deutschland, die eine eigene Campusmanagement-Software entwickelt.

Wo sehen Sie Entwicklungspotenziale? Worauf werden Ihre Schwerpunkte in den kommenden Jahren liegen?

Wir haben in der Lehre ein außerordentlich hohes Niveau vorzuweisen, dennoch muss die Strukturqualität – wie etwa die Ausstattung der Räume, die Infrastrukturen unserer beiden Abteilungsbibliotheken etc. – weiterhin angepasst, verbessert und gestärkt werden. Wie vorhin bereits erwähnt, wird hier mitunter der Neubau an der

Abteilung München eine wichtige Rolle spielen. Ein wesentlicher Punkt auf der Hochschulagenda ist der Bereich Forschung. Hier wird es Aufgabe sein, sehr viel deutlicher als bisher herauszustellen, an welchen Forschungsprojekten sich die KSFH beteiligt. Die Drittmittelakquise zur Forschungsförderung ist, im prozentualen Vergleich mit anderen Hochschulen in unserer Größenordnung, noch stark ausbaufähig. Eine Hochschule bleibt nur konkurrenzfähig, wenn sie ihr Studienangebot immer wieder an die vorhandenen Bedarfe anpasst, deswegen werden wir auch weiterhin über inhaltliche Weiterentwicklungen nachdenken. Themen wie ein grundständiger Bachelorstudiengang ‚Bildung und Erziehung im Kindesalter‘, Pflege und Gesundheit in Benediktbeuern und die Professions- und Disziplinentwicklung in der Sozialen Arbeit sind hier zu nennen.

STUDIENQUALITÄTSMONITOR 2014 (SQM): WEITERE PLUSPUNKTE FÜR DIE KSFH

Von Mai bis August 2014 führte das Deutsche Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) erneut den ‚Studienqualitätsmonitor‘ durch, einer bundesweiten Online-Erhebung, bei der Studierende nach der Qualität von Lehre, Beratung, nach Kompetenzförderung, Ausstattung ihrer Hochschule etc. befragt werden. Die studentische Erhebung wird bereits seit 2007 an verschiedenen Hochschulen und Universitäten durchgeführt. In 2014 belief sich die Rücklaufquote der Studierenden an der KSFH auf erfreuliche 26%. In vielen Bereichen sind die Ergebnisse der Befragung, verglichen zum Vorjahr, entweder konstant gut geblieben oder haben sich verbessert. Und auch in dieser Umfrage bescheinigen die Studentinnen und Studenten ihrer Hochschule erneut die Förderung von ethischem Verantwortungsbewusstsein – hierin zeigt sich abermals das gelebte Leitbild der kirchlichen Hochschule.

Die Lehre an der KSFH: meist deutlich besser als der Bundesdurchschnitt

Die Organisation und Qualität der Lehre nehmen im Studienqualitätsmonitor eine zentrale Rolle ein. So wurden die Studierenden anhand eines standardisierten Fragebogens nach den Anforderungen befragt. Zu viel Lehrinhalt? Oder zu wenig? Die KSFH hat in den Curricula ihrer Studiengänge eine gute Balance gefunden. Aus Sicht der Studierenden zeichnen sich die KSFH-Studiengänge besonders durch einen angemessenen Workload aus. 74% der Studierenden würden ihren Studiengang durch ‚zeitlich gut erfüllbare‘ und 68% der Studierenden durch ‚inhaltlich gut erfüllbare Studienpläne‘ charakterisieren. Damit heben sie sich sichtlich positiv von den Einschätzungen der Vergleichsgruppe ab, die sich aus Studierenden an Hochschulen bundesweit zusammensetzt (Panelgruppe: 5430 Studierende). Hier erachten 51% die Studienpläne in ihrem Studiengang als zeitlich gut erfüllbar und 62% inhaltlich gut erfüllbar.

Ein Qualitätsmerkmal der didaktischen Lehrqualität ist, dass die Lehrenden auf die Anregungen der Studierenden Bezug nehmen. Die Studierenden fühlen sich ernst genommen, was sich in ihren Antworten widerspiegelt. „Anregungen der Studierenden werden von den Lehrenden aufgegriffen“, sagen 73% der Studentinnen und Studenten an der KSFH, während es bundesweit nur 47% der Studierenden sind, die sich hier positiv äußern. Auch fällt bei der Auswertung der Ergebnisse auf, dass die Diskussionskultur wesentlich ausgeprägter ist als an anderen Hochschulen. „Die Lehrenden bieten genügend Diskussionsmöglichkeiten“: Dieser Ansicht sind 80% der Studierenden an der KSFH, sie liegen damit um ganze 28 Prozentpunkte über den Bewertungen der Vergleichsgruppe (52%). Und auch in puncto Studierenden-Motivation schneidet die KSFH besser ab als der ermittelte Bundesdurchschnitt. Lehrende sind immer wieder gefordert, ihre Studentinnen und Studenten für den Lehrstoff zu motivieren – das scheint generell keine leichte Aufgabe

zu sein, denn auf Bundesebene sind es laut Befragung weniger als ein Drittel der Lehrveranstaltungen (29%), die Studierende dazu anregen, sich intensiv mit den Lehrinhalten auseinanderzusetzen. Demgegenüber sind es an der KSFH ganze 46% der Veranstaltungen, die als motivierend bewertet werden. Auch sind die Studierenden – im Vergleich zu ihren bundesweiten Kommilitoninnen und Kommilitonen – um 18 Prozentpunkte (63 zu 45%) zufriedener mit den Angeboten zum Erlernen wissenschaftlichen Arbeitens. Um ganze 20 Prozentpunkte hebt sich das studienbezogene E-Learning von dem deutschlandweiten Vergleichswert ab, hier vergeben 56% der KSFH-Studierenden eine positive Stimme, während die bundesweite Erhebung auf einen Prozentwert von 36 kommt. Einzig die Betreuung in Tutorien beurteilen die Studierenden der KSFH schlechter als die Vergleichsgruppe (37% zu 47%). Zudem wünschen sie sich vermehrt Angebote zum Erlernen von Fremdsprachen, Lernstrategien und wissenschaftlichen Arbeitstechniken.

Der Forschungsbezug der Lehrveranstaltungen gelingt gut bis sehr gut – darin sind sich 59% der KSFH-Studierenden einig. In einem weiterführenden Auswertungsverfahren ermittelt das DZHW jährlich die jeweiligen Prozentwerte, die für die am SQM teilnehmenden Universitäten bzw. Hochschulen für Angewandte Wissenschaften im Bundesgebiet gelten. Der vergleichsweise hohe Ergebniswert von 59% ist dem prozentualen Ergebnis der Universitäten deutlich näher als dem der Hochschulen, der beim Forschungsbezug bei lediglich 29% liegt.

Beratungsangebote durch Lehrende: Studierende sind zufrieden

Im Fragekatalog wurden die Studierenden, die angeben konnten, dass sie im vergangenen Jahr ein Beratungsangebot in Anspruch genommen haben, nach ihrer Zufriedenheit befragt. Im Vergleich zum SQM 2013 hat der bereits hohe Prozentwert sogar noch leicht zugenommen: bei einer Beratung innerhalb der regulären

Sprechstunde stieg der Wert von 84% auf 87%, bei einem Beratungsgespräch außerhalb der Sprechstunde von 83% auf 87%. In diesem Kontext ist der Unterschied zum Vorjahr bei der Studienfachberatung durch die Lehrenden deutlicher. Lag der Prozentwert in 2014 bei 65%, ist die Zufriedenheit der Studierenden um 8 Prozentpunkte auf 73% gestiegen.

Gelebtes Leitbild: Förderung ethischen Verantwortungsbewusstseins

Klein aber fein: Aufgrund ihrer überschaubaren Größe ist die persönliche Atmosphäre auf dem Campusgelände der Abteilung Benediktbeuern bzw. der Abteilung München besonders ausgeprägt. So haben 93% der Studierenden keine Schwierigkeiten mit der Anonymität im Studium, die Konkurrenz untereinander ist sehr gering und sie finden leicht Kontakt zu ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen. Wie auch in den Vorjahren bildet sich das Leitbild der Hochschule in der Befragung ab. 89% der Studierenden ist ‚Ethisches Verantwortungsbewusstsein‘ im Rahmen der Lehrveranstaltung wichtig und 81% bestätigen in der Umfrage, dass dieses Verantwortungsbewusstsein im Rahmen der Lehrveranstaltungen auch gefördert wird. Die bundesweiten Vergleichszahlen dazu liegen bei nur 28%. Hierin zeigt sich deutlich, dass es sich die KSFH – als eine Hochschule in kirchlicher Trägerschaft, die sich auf Studiengänge im Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesen spezialisiert hat – zur Aufgabe macht, sich aktiv mit Sinn- und Glaubensfragen auseinanderzusetzen und ihre Studierenden darin zu unterstützen und zu befähigen, das eigene Handeln ethisch zu hinterfragen und in einem sozialen Wertesystem zu verankern.



Bessere Technikausstattung in den Räumen, zuverlässigeres WLAN

Die Bereiche, in die die Hochschule im vergangenen Jahr verstärkt investiert hat, werden im 2014er SQM auch tatsächlich positiv hervorgehoben. So sorgte die Hochschule beispielsweise in den vergangenen Monaten für neue Monitore in den Lehrveranstaltungsräumen, die dem neuesten technischen Standard entsprechen. Diese und andere Maßnahmen in der technischen Ausstattung sorgten dafür, dass die Zufriedenheit der Studierenden von 68% in 2013 auf 82% in 2014 stieg. Anfang 2013 hat die IT-Abteilung darüber hinaus das gesamte WLAN-System erneuert. Der Zugang zum Netz wurde dadurch merklich vereinfacht, die Stabilität verbessert und die Geschwindigkeit erhöht. Die Zufriedenheit der Studierenden mit den Zugängen zum WLAN stieg daraufhin von 46% auf 57%. Allerdings wünschen sich 26% der Studierenden einen Ausbau von Angeboten zur Beratung und Schulung in der EDV-Nutzung.

Hohe Identifikation mit der Hochschule

Die Identifikation mit der eigenen Hochschule ist sehr ausgeprägt. 85% der Studierenden studieren gern bis sehr gerne an der Hochschule, bei der bundesweiten Vergleichsgruppe der Studierenden sind es 72%.

Beitrag: Michaela Hofbauer, Sibylle Thiede



INTERVIEW MIT PROF. DR. PIMMER-JÜSTEN UND PROF. DR. SEIDERER-NACK

DIE FACHBEREICHE SOZIALE ARBEIT
IM AUS- UND RÜCKBLICK

Seit dem Wintersemester 2015/16 sind die beiden Dekanate des Fachbereichs Soziale Arbeit München bzw. Soziale Arbeit Benediktbeuern neu besetzt. Prof. Dr. Burghard Pimmer-Jüsten und Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack verabschiedeten sich im Oktober als Dekan und Dekanin. Im Interview berichten sie über die vergangenen Jahre im jeweiligen Fachbereich, die Diversifizierung des Studienangebots, die Strömungen in der Sozialen Arbeit etc. Zugleich ist ihr Blick aber auch nach vorne gerichtet: auf Perspektiven und Entwicklungen, die die Hochschule ggf. nehmen wird. Beide zeigen sich dankbar für ihre Amtszeit, ihr Dank gilt dabei auch den Pro- und Studiendekanen.



Prof. Dr. Burghard Pimmer-Jüsten,
Dekan Fachbereich Soziale Arbeit,
Abteilung München, 2011–2015

Lieber Herr Pimmer-Jüsten, sie verabschieden sich zum Wintersemester nach zwei Amtszeiten als Dekan. Darf ich fragen, warum Sie kein weiteres Mal kandidieren?
Aus meiner Sicht ist es der richtige Zeitpunkt, sich aus dem Dekanat zu verabschieden – für den Fachbereich wie auch für mich persönlich. Der Fachbereich befindet sich in einer guten Verfassung. Entwicklungen, die wir vorangetrieben haben, sind vielfach zu einem Abschluss oder jedenfalls zu einem brauchbaren Übergabefähigen Stand gekommen. Für mich als Hochschullehrer für Recht der sozialen Berufsfelder steht eine Zeit der Weiterentwicklung in Lehre und Forschung an. Die jüngste Änderung der Studien- und Prüfungsordnung in der Sozialen Arbeit erlaubt es etwa, im dritten Studienabschnitt, also nach dem Praktischen Studiensemester und vor der Berufseinmündung, neue Akzente zu setzen, um die rechtswissenschaftlichen Kompetenzen der Studierenden wirksam zu erweitern und zu vertiefen. Auch harren mehrere Publikationsprojekte der Realisierung.

Erinnern Sie sich an Ihren Einstieg als Dekan vor vier Jahren? Welche (hochschulpolitischen) Entwicklungsthemen standen zu dieser Zeit an?

An meinen Einstieg als Dekan erinnere ich mich gut. Die Umstellung vom Diplomstudiengang auf den Bachelor Soziale Arbeit war erst wenige Jahre zuvor erfolgt. Die erste Abschlussfeier meiner Amtszeit sandte eine der ersten Kohorten des neuen Studiengangs in das Feld. Der Prozess dieses Wandels zur Bologna-Struktur hatte das Kollegium und das Gefüge des Fachbereichs erheblichen Belastungen ausgesetzt. Die Zahl der Studiengänge hat sich vervielfacht. Einige sahen die Konsequenz darin, die Dekanatsstruktur als Kern der Hochschulverfassung durch das unmittelbare Zusammenwirken von Hochschulleitung und Studiengangsleitungen zu ersetzen. Andere wollten den Fachbereich wieder allein auf den einen großen und starken Studiengang Soziale Arbeit fokussieren.

Was hat sich in der Sozialen Arbeit in den vier Jahren getan?

Die Strömungen in Wissenschaft und Praxis, die Wirksamkeit und Wirtschaftlichkeit von Sozialer Arbeit kritisch hinterfragen, haben weiterhin eine zentrale Bedeutung – eine Situation, die verstärkt entsprechende Kompetenzen der Studierenden in ökonomischen Fragen und solchen der empirischen Sozialforschung fordert. Gleichzeitig bedingen diese Strömungen Widerspruch und Einordnung. Als wesentliches Thema und notwendigen Kontrapunkt sehe ich die Entwicklung der Berufsethik. In der Ethikkommission des Deutschen Berufsverbands für Soziale Arbeit (DBSH) hat unser Kollege und Studiendekan Prof. Dr. Thomas Schumacher als ‚Experte der Disziplin‘ die Diskussion und das Ergebnis der aktuellen Berufsethik in Deutschland entscheidend mitgeprägt. Berufsethik war die Diskussion um die staatliche Anerkennung und die Implementierung des Qualifikationsrahmens Sozialer Arbeit ein wichtiger Teil meiner Tätigkeit. Als Sprecher der Landesdekanekonferenz Sozialwesen oblag es mir, die Entstehung des Bayerischen Sozial- und Kindheitspädagogengesetzes und der zugehörigen Ausführungsverordnung

von Seiten der Hochschulen im Austausch mit den staatlichen Behörden intensiv zu begleiten. Ein wichtiger Punkt neben anderen: Dass dieses Gesetz in Bayern die Berufsbezeichnung der ‚Staatlich anerkannten Kindheitspädagogin‘ bzw. des ‚Staatlich anerkannten Kindheitspädagogen‘ schafft, markiert die Etablierung der Kindheitspädagogik als selbständigem Berufsbild neben der Sozialpädagogik auch in Bayern. Als Desiderat betrachte ich ein stärkeres Bewusstsein von der Verantwortung für die Gesellschaft. In der Sozialen Arbeit geht es dabei um Ethik und Ethos, auch um das, was – mit unterschiedlichen Konnotationen – herkömmlich als Gemeinwesenarbeit bezeichnet wird.

Wie hat sich der Fachbereich in den vier Jahren entwickelt? Welche Studienangebote haben Sie ausgebaut und warum?

Die grundständigen Angebote im Bereich der Sozialen Arbeit haben sich bewährt und wurden moderat angepasst. Die neuen Angebote der Kindheitspädagogik und der konsekutiven Masterstudiengänge haben sich – entgegen anfänglichen Zweifeln – nachhaltig etabliert. Gerade im Bereich der konsekutiven Masterstudiengänge, wo der Masterzweig Angewandte Bildungswissenschaften von Anfang an erfolgreich war, konnten wir durch eine ausgeprägte Differenzierung der StuPOs und Lehrangebote den Masterzweig Angewandte Sozialwissenschaften erfolgreich erneuern und nunmehr zum zweiten Mal als ‚Soziale

Arbeit in Communitys, Netzwerken und Organisationen‘ starten. Der, gemessen an der Nachfrage, erfolgreichste konsekutive Masterstudiengang ist der Studiengang ‚Management in Gesundheits- und Sozialbetrieben‘. Erwähnen möchte ich hier auch das von der Landeshauptstadt München beförderte BEFAS-Projekt. Dabei geht es um die Aufnahme einer Gruppe von Migrantinnen im Studiengang der Kindheitspädagogik, die bereits über einen entsprechenden ausländischen Studienabschluss verfügen und unseren Abschluss in einem stark verkürzten Studienverlauf erwerben; die erste Gruppe erhält im September ihre Bachelor-Urkunden.

Insgesamt wurden in meiner Amtszeit alle bestehenden Studienangebote mehr oder weniger überarbeitet. In der Folge wurden alle Studiengänge reakkreditiert und haben sich damit in anerkannter Weise bewährt. Dies gilt auch für die erfolgreichen berufsintegrierenden bzw. berufsbegleitenden Studiengänge. Bei allen Studiengängen ist die Nachfrage größer als unser Angebot, zum Teil im Verhältnis 6:1. Der Fachbereich ist in der Zahl der Studierenden und der Lehrenden deutlich gewachsen.

Fest etabliert sind nun in der Verwaltung der Fachbereiche auch die Fachbereichsreferentinnen. Zusammen mit der Teamassistenz und den drei Dekanen sehen wir das Dekanatsteam als sehr geeignete Organisationsform an.

Wie beschreiben Sie den Fachbereich Soziale Arbeit München? Wo sehen Sie die Stärken, auch im Vergleich zu anderen Fakultäten oder Fachbereichen bundesweit?

Unser Fachbereich zählt deutschlandweit mit seinen etwa 1200 Studierenden zu den großen Fachbereichen. Bei Entwicklungen sehen wir uns in der Spitzengruppe. Herausragende Praxisorientierung, wie sie uns auch in den renommierten Hochschulrankings bestätigt wird, sowie die Werteorientierung – als Fachbereich einer katholischen Hochschule – sind wesentliche Bestandteile unseres Profils. Den immer wieder drängenden Tendenzen zur Spezialisierung setzen wir womöglich die generalistische Ausrichtung entgegen, auch im Bereich des Masterangebots zur Sozialen Arbeit.

Wo liegen Ihres Erachtens die Entwicklungspotenziale in den kommenden Jahren? Was braucht der Fachbereich Soziale Arbeit?

Fundament des Fachbereichs ist das starke generalistisch ausgerichtete Studium der Sozialen Arbeit, das immer wieder neu gedacht und realisiert werden muss. Als zentrale Herausforderungen sehe ich die Verantwortung für den Bereich Flucht und Migration sowie den fundamentalen Wandel der Jugend im Bereich des Digitalen und der Medien. Beides fordert Antworten der Fakultät. Der Ausbau vor allem im Bereich der Kindheit aber auch des Alters, etabliert Soziale Arbeit in allgemeinen Lebenslagen. Das ist positiv. Negativ wäre eine Entwicklung, die die Kompetenz der Sozialen Arbeit für alle Lebenslagen, insbesondere auch für Randlagen der Gesellschaft mindert – denn dies ist die Kernkompetenz der Sozialen Arbeit und gerade hier trifft sich der Auftrag der Sozialen Arbeit mit dem diakonischen Grunddienst der Kirche. Um diese Aufgaben zu meistern braucht der Fachbereich Zusammenarbeit und Kollegialität. Die Generationen müssen aufeinander Rücksicht nehmen. Sie müssen die Kontinuität schätzen und Entwicklungen, auch anspruchsvolle und innovative Experimente, ermöglichen, fördern, unternehmen.

HERZLICHEN DANK!



Lieber Burghard Pimmer-Jüsten, in Deine Amtszeit fielen zentrale Entwicklungsthemen wie die Überarbeitung der konsekutiven Masterstudiengänge und Dir sind neue Wege wie etwa die Etablierung von BEFAS für StudienbewerberInnen mit ausländischen Studienabschlüssen im pädagogischen Bereich zu verdanken. Das Thema Migration ist in Zusammenarbeit mit dem IF auf besondere Weise aufgegriffen worden: mit dem ‚Internationalen Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern‘ schließt die KSFH München nun eine Lücke und sozialpädagogischen Fachkräften mit ausländischem akademischen Abschluss wird die staatliche Anerkennung ermöglicht. Das Interesse für die Belange und die Entwicklung der Hochschule zeichnet Dich aus. Mit meinem Dank verbindet sich meine Zuversicht, dass diese Fülle an fachlicher Expertise – wenngleich in anderen Rollen und Kontexten – an der KSFH München weiterhin wirksam ist.

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank

Was nehmen Sie mit?

Meine Mitwirkung an vielen Entwicklungen verstärkt mein Gefühl, dass ‚unser‘ Fachbereich ein Stück eben auch ‚mein‘ Fachbereich ist. Fachlich hat mich die Kenntnis der verschiedenen Studiengänge im Ganzen sehr bereichert. Persönlich haben sich viele sympathische Bekanntschaften in der KSFH und weit darüber hinaus entwickelt und auch die eine oder andere Freundschaft.

Was wünschen Sie Ihrem Nachfolger, Prof. Dr. Schwarz?

Ich finde es sehr gut, dass Andreas Schwarz sich bereit erklärt hat, diese anspruchsvolle, aber auch bereichernde Aufgabe zu übernehmen. Meinem Nachfolger wünsche ich Mut und Maß und vor allem Freude im Amt.



Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack
Dekanin Fachbereich Soziale Arbeit,
Benediktbeuern, 2013–2015

Liebe Frau Seiderer-Nack, Sie verabschieden sich zum Wintersemester aus dem Dekanat. Darf ich fragen, warum Sie kein zweites Mal kandidieren?

Nach zwei intensiven Jahren als Dekanin möchte ich mich in meinem Praxis- und Forschungssemester nun wieder verstärkt gesundheitsbezogenen Themen widmen und habe daher zum jetzigen Zeitpunkt auf eine erneute Kandidatur verzichtet. Insofern bedeutet der Rückzug aus dem Dekanat weder ein lachendes noch ein weinendes Auge, sondern einen neuen Blickwinkel.

Erinnern Sie sich an Ihren Einstieg als Dekanin vor zwei Jahren? Welche (hochschulpolitischen) Entwicklungsthemen standen zu dieser Zeit an?

An den Einstieg erinnere ich mich durchaus nicht gut, zumal er mit dem unmittelbaren Auftrag verbunden war, innerhalb eines Jahres den neuen Studiengang ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘ aufzubauen.

Woran haben Sie in den letzten beiden Jahren besonders intensiv gearbeitet?

In den letzten beiden Jahren standen die

Entwicklung und Etablierung des neuen Studiengangs ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘ im Vordergrund, verbunden mit professoralen Neuberufungen und dem Ausbau der Räumlichkeiten im Konventbau im Kloster. In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals die hervorragende Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Verwaltung und der Stiftung hervorheben, die sehr zur erfolgreichen Etablierung beigetragen hat. Parallel fanden natürlich auch Entwicklungen im Fachbereich Soziale Arbeit statt: Neuberufungen, neue Schwerpunkte und Praxisbezüge sorgten auch hier für die beständige Erweiterung und Verbesserung des Studienangebots – so haben wir beispielsweise als neuen Schwerpunkt die Gerontologie eingeführt, die nun zur Einführung eines neuen Masterstudiengangs bzw. Zertifikats an unserer Abteilung führen wird und damit auf den erhöhten Qualifikationsbedarf im Bereich der Versorgung und Pflege älterer Menschen reagiert. Neue Wege wurden aber auch im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit und des Standortausbaus begangen: Beispiele hierfür sind die Etablierung der Kinderuni, Fachtagungen, der Ausbau der Fort- und Weiterbildung in Benediktbeuern in Kooperation mit dem IF oder strategische Überlegungen für das neue Kompetenzzentrum ‚Zukunft Alter‘, das mit den beiden Schwerpunkten angewandte Gerontologie und Alterspastoral/Spiritual Care auch an unserer Abteilung angesiedelt sein wird.

Experimentelle Formen der Lehre wie der ‚Social Entrepreneurship Workshop‘ in Zusammenarbeit mit der Social Entrepreneurship Akademie (SEA), die als Netzwerkorganisation der vier Münchner Hochschulen LMU, TUM, Hochschule München und Universität der Bundeswehr München gegründet wurde, sind weitere Projekte, die neu entstanden sind. Zurzeit bauen wir ein Musik- und Medienpädagogisches Zentrum an unserer Abteilung in Benediktbeuern auf, das die beiden Studiengänge Soziale Arbeit und Religionspädagogik durch entsprechende Zusatzqualifikationen bereichern und wiederum auch den Hochschulstandort stärken wird.

Insgesamt ist der Fachbereich in Benediktbeuern in den letzten zwei Jahren inhaltlich, räumlich und personell sehr stark gewachsen – und das ist nicht nur eine logistische, sondern auch eine konzeptionelle und kommunikative Herausforderung für ein Dekanat.

Wie beschreiben Sie den Fachbereich Soziale Arbeit Benediktbeuern? Wo sehen Sie die Stärken, auch im Vergleich zu anderen Fakultäten oder Fachbereichen bundesweit?

Der Fachbereich zeichnet sich zunächst durch seine einmalige Lokalisation im Kloster Benediktbeuern aus – hier treffen Tradition und Atmosphäre in ländlicher Umgebung auf zukunftsweisende Lehr- und Lernangebote auf hohem wissenschaftlichem Niveau. Die hohe Qualität unseres Studienstandortes wurde uns auch durch die hervorragende Platzierung im CHE-Ranking, durch Rückmeldungen unserer Praxispartner sowie durch die Berufung von Mitgliedern unseres Kollegiums in hochrangige Expertengremien bestätigt. Während andere Hochschulen teils um die Einrichtung regionaler Dependancen ringen, besitzt die KSFH mit ihrer Abteilung Benediktbeuern schon längst einen hervorragend etablierten regionalen Standort mit überregionaler Strahlkraft. Gleichzeitig ist Benediktbeuern immer noch ein kleiner Fachbereich, in dem persönliche Kontakte und direkte Kommunikation das Arbeiten sehr angenehm machen und zudem schnelle und flexible Organisationsabläufe ermöglichen.

Wo liegen Ihres Erachtens die Entwicklungspotenziale in den kommenden Jahren? Was braucht die KSFH-Abteilung Benediktbeuern als Hochschulstandort?

Entwicklungspotenziale sehe ich – über das bestehende Angebot im Bereich der Sozialen Arbeit und Religionspädagogik hinaus – insbesondere im Bereich Gesundheit und Pflege, da sich hier gerade in ländlichen Regionen in den nächsten Jahren große Herausforderungen durch den demographischen Wandel ergeben werden. Das betrifft zum einen die Entwicklung neuer Bachelorstudiengänge, zum anderen aber auch das Fort- und Weiterbildungsangebot. Auch bildungsnahe Themen wie Bildung und Erziehung im Kindesalter, Jugendpastoral oder aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen wie etwa die Asyl- und Flüchtlingsthematik sollten uns als Hochschule umtreiben. Der (Hochschul-)Standort Benediktbeuern ist ein Juwel und wird in den nächsten Jahren auch im Zuge des Masterplans des Klosters und dem Fraunhofer-Neubau weitere Entwicklungschancen erhalten. Dennoch dürfte allseits bekannt sein, dass die Entwicklung neuer Studien- und Bildungsangebote nicht ohne finanzielle und nur mit hochschulpolitischer Unterstützung erfolgen können. Wir verfügen über eine exzellente Verwaltungsstruktur und eine sehr motivierte Kollegenschaft – ich kann daher nur hoffen, dass die positiven Entwicklungen am Standort ‚Bene‘ weiterhin Rückenwind innerhalb und außerhalb der Hochschule erhalten.

Welchen Stellenwert übernimmt dabei der noch junge Studiengang ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘?

Der neue Studiengang ist bislang ein absolutes Erfolgsmodell: die hohen Bewerberzahlen, die Resonanz bei den Ordinariaten in und außerhalb Bayerns sowie die Attraktivität des Doppelstudiums belohnen unsere Bemühungen um einen zukunftsweisenden neuen Ausbildungsweg für Religionslehrerinnen und GemeindefereferentInnen. Insgesamt ist dieses Projekt eine große Bereicherung für unseren Hochschulstandort und knüpft, in modernem Gewand, an die lange Tradition der theologischen Ausbildung in Benediktbeuern an.

Was nehmen Sie aus Ihrer Zeit als Dekanin mit?

Ein deutliches Mehr an Erfahrung im Bereich Hochschulmanagement, Dankbarkeit für viele interessante Begegnungen und gute kollegiale Zusammenarbeit, auf die auch in herausfordernden Phasen immer Verlass war. Und natürlich die eine oder andere Vision für den Standort Benediktbeuern, die sich hoffentlich in der Zukunft umsetzen lässt ...

Was wünschen Sie Ihrer Nachfolgerin, Prof. Dr. Eberle?

Ebenso viel Freude an der Gestaltung des Hochschulstandortes im kollegialen Team und die nötige Unterstützung, um neue Ziele und Projekte am Standort Benediktbeuern erschließen zu können.

HERZLICHEN DANK!

Liebe Julia Seiderer-Nack, Dein Engagement im und mit dem Fachbereich war von zentraler Bedeutung. Dass der Studiengang ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘ nunmehr etabliert ist, ist in erheblichen Maße auch Dein Verdienst. Die Einführung eines völlig neuen Studienangebots, von der Curriculumsentwicklung über die Berufungen bis hin zur verwaltungstechnischen Fundierung und Bewerbung war ein anspruchsvolles Projekt, das sehr erfolgreich gestartet ist und die Hochschule auszeichnet. Für Deinen intensiven Einsatz als Dekanin in diesem und vielen weiteren Projekten und Belangen möchte ich Dir explizit danken. Besonders schätze ich Deine strategischen Weitblick für die Hochschule im Gesamten und für den Standort Benediktbeuern.

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank

DIE DEKANATSBESETZUNG IM FACHBEREICH SOZIALE ARBEIT

HERZLICHEN DANK!



Thomas Schumacher war als Studiendekan schon seit 2009 dabei, Paul Gödicke kam mit mir 2011 dazu. Als Prodekan zunächst Abwesenheitsvertreter des Dekans,

übernahm Paul Gödicke sofort Aufgaben zur ständigen Wahrnehmung, vor allem: die Finanzen. Der Studiendekan wirkt darauf hin, dass das Lehrangebot den Ordnungen entspricht, das Studium ordnungsgemäß durchgeführt werden kann und die Studierenden angemessen betreut werden, so das Bayerische Hochschulgesetz. Alle wissen, dass die beiden damit zwei zentrale Aufgaben der Selbstverwaltung einer Fakultät übernommen und im Austausch mit allen Anspruchsgruppen, der Verwaltung, den Studierenden und den Lehrenden sowie den Gremien (Fachbereichsrat, Erweiterte Hochschulleitung etc.) vertreten haben. Die Fülle der Fragen in diesen Hauptthemen lässt sich hier gar nicht und die der weiteren Aufgaben nur beispielhaft nennen: So war der Prodekan etwa Ansprechpartner für Exkursionen, Sprachkurse, das Schreibunterstützungszentrum (SUZ) und die virtuelle Hochschule Bayern (VHB), der Studiendekan verantwortlich für Erasmus und verschiedenste Ausschüsse und Kommissionen, Steuerungs- und Kooperationsgruppen und Veranstaltungen. Beide haben Strukturen weiterentwickelt. So hat der ‚Finanzminister‘ die Konsolidierung der Gesamtfinanzen mit den unterschiedlichen Quellen der Finanzierung und den Wandel von den Studienbeiträgen zu den Studienzuschüssen bewältigt – der

Studiendekan die Modifikationen, teilweise maßgebliche Neuerungen aller StuPOs. Strukturell besonders zu erwähnen ist auch die tragende Rolle des Studiendekans bei der gelungenen Reakkreditierung aller Studiengänge. In Aufwand und Wirkung können die Verdienste des Studiendekans um die Betreuung der Studierenden wie der Lehrenden in Beratung, Betreuung und Vermittlung gar nicht überschätzt werden. Umso mehr bewundere ich, dass Paul Gödicke und Thomas Schumacher trotz der Fülle und Intensität der Aufgaben für neue Ideen inner- und außerhalb des Dekanats stets begeisterungsfähig waren. Naturgemäß gab es in den vergangenen vier Jahren eine Reihe von Diskussionen, vereinzelt auch Konflikte, zwischen und mit Studierenden, Lehrenden, Dekanaten und Fachbereichen sowie mit der Hochschulleitung. Ich denke, wir können für uns in Anspruch nehmen, mit dem Fachbereich in einem dynamischen Umfeld mit ruhiger Hand so kritisch und Streitbar wie ausgleichend und verbindlich die vergangenen zwei Amtsperioden gemeistert zu haben. Den beiden Dekanen danken heißt zugleich den Fachbereichsreferentinnen, Modulbeauftragten und Studiengangseleitungen danken, deren Tätigkeiten für Studienplanung und Studienorganisation Thomas Schumacher kollegial koordiniert und verantwortet hat, sowie vor allem unserer Teamassistentin *Christine Strömich*, die mit Paul Gödicke das Finanz- und Vertragswesen gestaltet hat. Vor allen aber danke ich als Dekan meinen beiden Mitdekanen für eine gute Zeit!

Prof. Dr. Burghard Pimmer-Jüsten



Bisher
Dekan Prof. Dr. Burghard Pimmer-Jüsten,
Prodekan Prof. Dr. Paul Gödicke,
Studiendekan Prof. Dr. Thomas Schumacher



Neu
Dekan Prof. Dr. Andreas Schwarz,
Prodekanin Prof. Dr. Cornelia Behnke,
Studiendekanin Prof. Dr. Susanne Nothhafft

MÜNCHEN

ksfh



Bisher
Dekanin Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack,
Prodekanin Prof. Dr. Dorit Sing,
Studiendekan Prof. Dr. P. Bernhard Vondrasek

BENEDIKTBEUERN



Neu
Dekanin Prof. Dr. Annette Eberle,
Prodekan Prof. Dr. Ralf Gaus,
Studiendekanin Prof. Dr. Luise Behringer

HERZLICHEN DANK!



Zwei Jahre Dekanat in Benediktbeuern gehen zu Ende und ich darf dies zum Anlass nehmen, meiner Kollegin *Dorit Sing* und meinem Kollegen *P. Bernhard Vondrasek*

für ihr Engagement als Prodekanin und Studiendekan sowie der Abteilungs koordinatorin *Martina Sumser* herzlich für die hervorragende Zusammenarbeit zu danken. Zwei Jahre mögen kurz erscheinen, aber angesichts der Implementierung des neuen Studiengangs ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘ mit gleichzeitiger Möglichkeit zum Doppelstudium waren es sehr dynamische Monate für die gesamte Abteilung und insbesondere die Studienplanung, die Bernhard Vondrasek jedoch mit großem Durchblick und Ruhe gemeistert hat. Dorit Sing hat als Prodekanin das neue Format des Info-Tages entwickelt, welcher auf sehr große Resonanz gestoßen ist und maßgeblich zu den sehr guten Bewerberzahlen am Standort Benediktbeuern beigetragen hat. Unsere Abteilungs koordinatorin Martina Sumser hat durch ihren unermüdlichen Einsatz und exzellentes Management der Verwaltung in Benediktbeuern das Fundament für die erfolgreiche Arbeit im Fachbereich Benediktbeuern gelegt und die Zusammenarbeit wirklich zur Teamarbeit werden lassen. Herzlichen Dank und alles Gute für alle weiteren Projekte und Aufgaben!

Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack

DER WEG ZUM DOKTORTITEL AN DER KSFH: DIE KOOPERATIVE PROMOTION

Bis vor wenigen Jahren war das Promotionsrecht den Universitäten vorbehalten. Das hat sich nun geändert: Fachhochschulen dürfen den Dokortitel vergeben, wenn es sich dabei um eine ‚kooperative Promotion‘ handelt und somit um ein Doktorandenprogramm, das gemeinsam mit einer Universität durchgeführt wird. Die KSFH hat sich bereits kurz nach Erlass des neuen Gesetzes erste prominente Kooperationspartner gesucht: die Ludwig-Maximilian-Universität (LMU) und die Technische Universität München (TUM). In diesem Jahr konnte zudem die Zusammenarbeit mit der Hochschule für Philosophie stark ausgebaut werden.

Gemeinsam mit der LMU und TUM

Wie wird wissenschaftliches Wissen überhaupt generiert? Und was braucht es, um dieses Wissen in Hochschulen, Schulen und in die Praxis hineinzutragen? Im Rahmen des Doktorandenprogramms ‚Reason – Scientific Reasoning and Argumentation‘ am Munich Center of Learning Sciences (MCLS), das auf drei Jahre ausgelegt ist und noch bis Ende September 2016 läuft, beschäftigen sich die Doktorandinnen und Doktoranden mit wissenschaftlichen Denk- und Argumentationsprozessen. Leitendes Ziel ist, Forschungsergebnisse für das Verständnis der Denk- und Argumentationsprozesse vorzulegen, um in einem nächsten Schritt Interventionsmaßnahmen zu entwickeln, die dazu beitragen, die Vermittlung von Wissenschaftsinhalten an Bildungseinrichtungen sowie deren Anwendung in der Praxis zu optimieren. Das Graduiertenkolleg ist international angelegt, die WissenschaftlerInnen stammen aus den Fachgebieten, in denen auch geforscht wird: Biologie, Mathematik, Medieninformatik, Medizin, Pädagogik, Psychologie und Soziale Arbeit.

Insgesamt stehen 12 Promotionsstudienplätze zur Verfügung, einer davon ist an einen Absolventen der KSFH vergeben. Christian Ghanem, der den konsekutiven Master ‚Angewandte Sozial- und Bildungswissenschaften‘ studierte, beschäftigt sich im Rahmen seiner Dissertation mit den Denk- und Argumentationsweisen von BewährungshelferInnen und SozialarbeiterInnen im Allgemeinen. Die Studierenden werden ‚kooperativ‘ betreut – jede Studentin, jeder Student hat im Rahmen des Doktorandenprogramms 3 – 4 SupervisorInnen. Die Rolle der oder des ‚1. Supervisors‘ entspricht der der klassischen Doktormutter bzw. des -vaters. Im Projekt ‚Reason‘ übernehmen 10 LMU-ProfessorInnen und zwei KSFH-Professorinnen (Prof. Dr. Birgit Dorner, Prof. Dr. Sabine Pankofer) die Betreuung der PromovendInnen. So wird Ghanem in seiner dreijährigen Dissertation von Prof. Dr. Sabine Pankofer erstbetreut, zwei weitere Professoren sind von der LMU. International wird der KSFH-Ab-

solvent von einem Professor aus Louisville, USA, unterstützt. Prof. Dr. Birgit Dorner, wiederum, übernimmt die Erstbetreuung (1. Supervisorin) für Carlos Mauricio Castaño Diaz Carlos, der an der Universität in Antiochia (Kolumbien) sein Diplomstudium in Psychologie absolvierte und einen Mastergrad in „Cognition and Communication“ an der Universität in Kopenhagen (Dänemark) erworben hat. Der diplomierte Psychologe führt im Rahmen von Reason eine empirische Studie im Computerspiellabor des ‚Forum Spiels‘ an der KSFH durch. Sein Forschungsthema lautet ‚How Multiplayer Online Battle Arenas Foster Scientific Reasoning and Argumentation‘ und beschäftigt sich intensiv damit, inwiefern Online-Computerspiele der Unterkategorie ‚Multiplayer Online Battle Arenas‘ (MOBA) aus der Kategorie der Echtzeit-Strategie-Computerspiele wissenschaftliches Denken und Argumentieren fördern können. „Die Ausstattung der KSFH im Bereich der digitalen Spiele und der Computerhardware hat sich in seinen Erhebungen als absolut ideal erwiesen“, betont Prof. Dorner. Zudem weist sie im Kontext ihrer Erstbetreuung darauf hin, dass es sich hier noch um eine Ausnahme handelt: „Als ProfessorIn einer Fachhochschule wird einem zwar die Erstbetreuung zugestanden, allerdings in der Regel nur dann, wenn die Absolventin oder der Absolvent ihren/seinen Abschluss auch an einer Fachhochschule gemacht hat. Ich hoffe sehr, dass sich diese Gesetzmäßigkeit in den kommenden Jahren aufweichen lässt und Fachhochschul-ProfessorInnen eine gleichwertige Position in der Betreuung einnehmen.“

Ob und inwiefern das Programm auf weitere fünf Jahre ausgeweitet wird, entscheidet sich im Anschluss an die Zwischenevaluation im Januar 2016. Die KSFH bleibt Kooperationspartner, wenn das Elitenetzwerk Bayern als Finanzierer die Förderwürdigkeit feststellt. „Wir werden im Herbst einen entsprechenden Antrag auf Verlängerung stellen, in dem die sehr guten Leistungen aufgeführt sind, die unsere Promovenden bereits erbracht haben. Eine Kommission wird diesen Antrag prüfen. Ich bin zuversichtlich, dass unsere Hochschule weitere



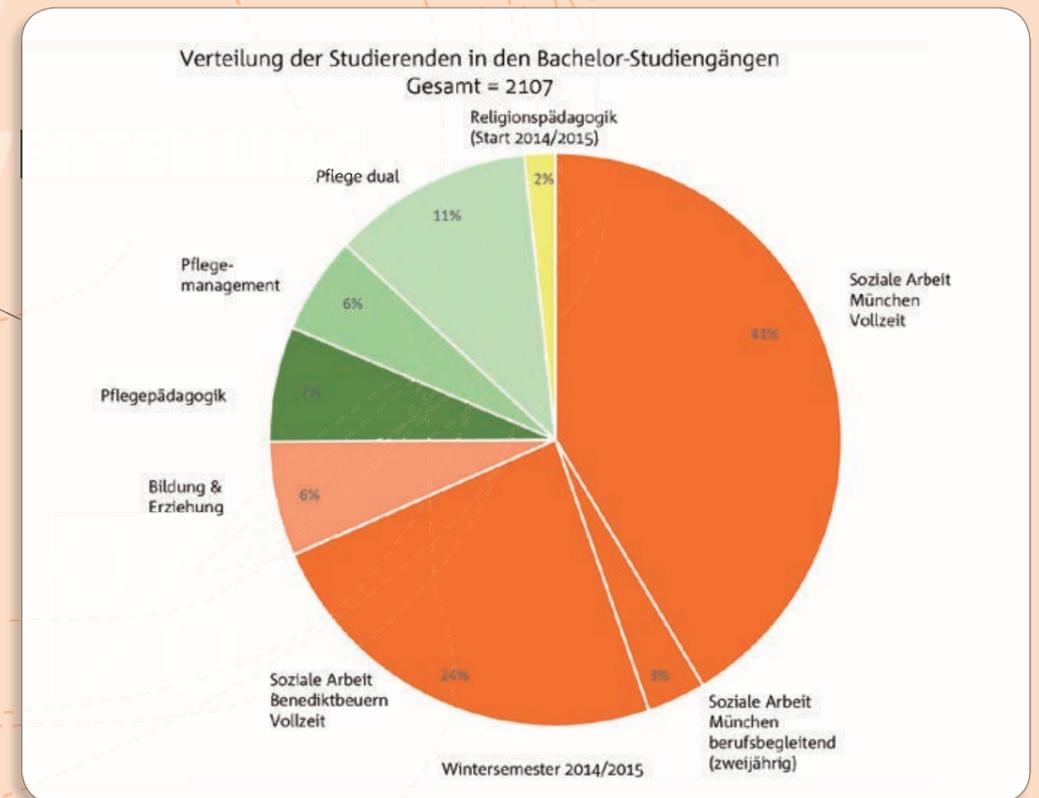
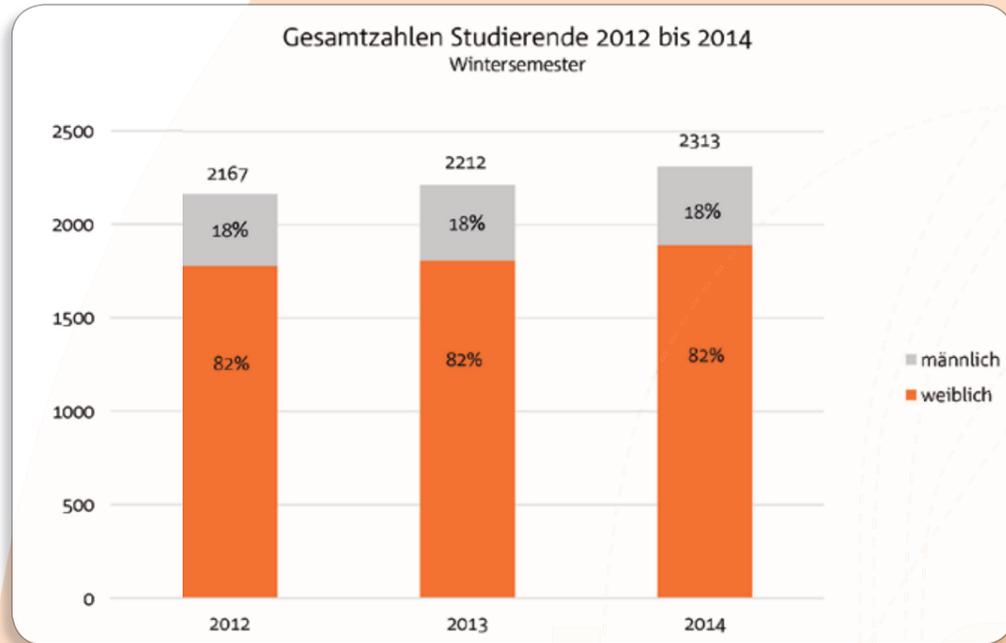
Doktorandenstellen im Rahmen des Programmes vergeben kann“, erklärt Prof. Dorner.

Gemeinsam mit der Hochschule für Philosophie

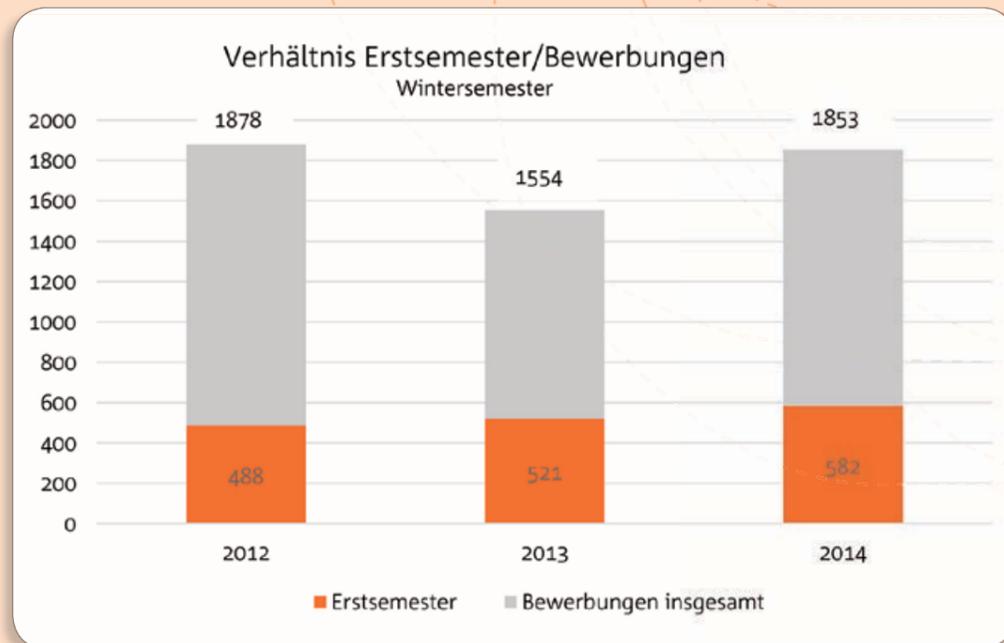
Die KSFH und die Hochschule für Philosophie (HfPh) arbeiten künftig stärker zusammen. Das sieht der Kooperationsvertrag vor, den die beiden Hochschulpartner noch in diesem Jahr unterzeichnen. Maßgeblicher Bestandteil des Kooperationsvertrags ist das kooperative Promotionsprogramm. Die fachliche und inhaltliche Begleitung und Betreuung der DoktorandInnen wird durch ProfessorInnen beider Hochschulen gewährleistet, zudem soll der wissenschaftliche Austausch durch ein gemeinsames Forschungskolleg gefördert werden. Der KSFH-Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank hebt an der Stelle hervor, welchen Vorbildcharakter diese Vernetzung in der Bildungslandschaft hat: „Wir kommen hier dem staatlichen Auftrag nach, uns als wissenschaftliche Bildungseinrichtungen zu vernetzen und enger zu kooperieren. Zugleich setzen wir aber auch als kirchliche Hochschulen ein Zeichen, indem wir – als eine Hochschule mit Praxis- und Anwendungs-

bezug in Forschung, Lehre und Transfer – zukünftig mit der Hochschule für Philosophie gemeinsam wirken und damit dem wissenschaftlichen Nachwuchs zusätzliche Perspektiven eröffnen können.“ Doch nicht nur AbsolventInnen mit Masterabschluss, sondern auch die Studierenden in den Bachelor- und Master-Studiengängen sollen aus der Zusammenarbeit einen Nutzen ziehen. So sind ein stärkerer Austausch von Lehrenden und gemeinsame Lehrveranstaltungen geplant. Zudem soll die gegenseitige Anerkennung von Studienleistungen vereinfacht und so ein leichter Wechsel in weiterführende Master-Studiengänge der jeweils anderen Hochschule ermöglicht werden. „Wir führen mit dieser Kooperation die Verbindung von Philosophie und angewandter Wissenschaft konsequent weiter“, betont auch HfPh-Präsident Prof. Dr. Johannes Wallacher. „Nur so kann unser Bildungssystem traditionelle Grenzen überwinden.“

STUDIERENDE



ERSTSEMESTER



Bewerbungen gesamt

Quelle: Qualitätsmanagement der KSFH, Michaela Hofbauer

BACHELOR

WINTERSEMESTER

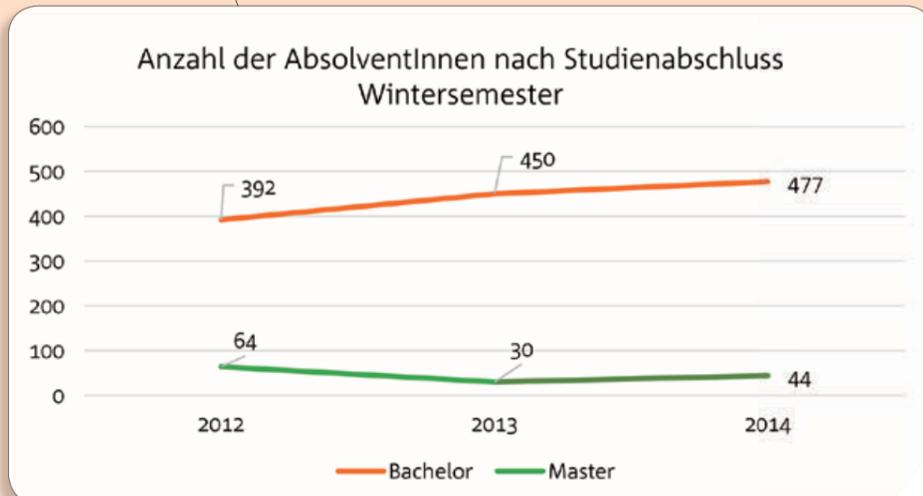
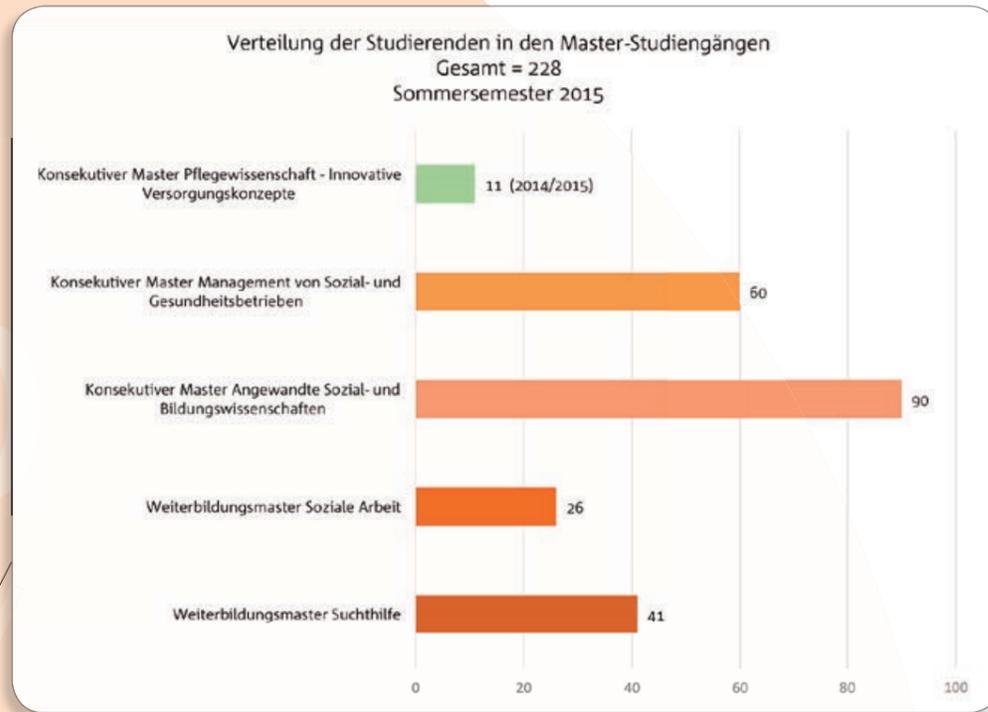
Konsekutiv

0%

MASTER

0%

ABSOLVENTIN



BRÜCKEN SCHLAGEN: DIE KSFH BIETET STUDIENGÄNGE ZUR NACHQUALIFIKATION BEI AUSLÄNDISCHEM HOCHSCHULABSCHLUSS

Hochqualifiziert? Und trotzdem ohne Arbeitsstelle, die den fachlichen Qualifikationen entspricht? Ausländische Bewerberinnen und Bewerber wird es oft nicht leicht gemacht, sich auf dem deutschen Arbeitsmarkt zu bewerben. Ihre Hochschulabschlüsse sind nicht anschlussfähig an die hier geltenden Anforderungen, sie müssen sich zunächst ‚nachqualifizieren‘, um die Arbeitsstelle zu finden, die ihrem (akademischen) Niveau entspricht. Die KSFH hat sich mit ihrem Modellstudiengang BEFAS und dem Weiterbildungsstudium ‚Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern‘ bereits deutlich positioniert. Der Hochschule ist es, wie die beiden folgenden Studienformate zeigen, ein großes Anliegen, qualifizierte Absolventinnen und Absolventen mit ausländischem Hochschulabschluss für die Praxis zu gewinnen.

BEFAS: ‚BILDUNG UND ERZIEHUNG IM KINDESALTER‘ FÜR BEWERBERINNEN UND BEWERBER MIT AUSLÄNDISCHEN HOCHSCHULABSCHLÜSSEN IM PÄDAGOGISCHEN BEREICH

Mit dem Modellstudiengang BEFAS, der als Modellprojekt der Landeshauptstadt München an der KSFH durchgeführt wird, wurde ein Angleichungsstudium geschaffen, das Bewerberinnen und Bewerbern mit ausländischen Hochschulabschlüssen im pädagogischen Bereich ermöglichen soll, eine – ihrer fachlichen Qualifikation angemessenen – Anstellung in Kindertageseinrichtungen zu erhalten. Die Absolventinnen und Absolventen sind oftmals hochqualifiziert, doch ist ihre akademische Ausbildung nicht anschlussfähig an die rechtlichen Vorgaben hierzulande. Mit BEFAS kann nun nachqualifiziert werden – ein Modellprojekt, das eindeutige Erfolge zeigt.

Der Personalmangel in Kindertagesstätten ist schon lange ein brisantes Thema. Seit Sommer 2013 haben Eltern nun einen rechtlichen Anspruch auf einen Krippenplatz für ihre Kinder – doch gerade in den Ballungszentren ist die Diskrepanz zwischen Gesetzgebung und dem, was die Praxis zu leisten vermag, groß. Den Kindertagesstätten fehlt nach wie vor genügend qualifiziertes Personal, um alle Kinder angemessen zu betreuen. Die Landeshauptstadt München, in der die Arbeitssituation in den Kitas besonders angespannt ist, sucht nach Lösungen und Alternativen, um dem Fachkräftemangel zu begegnen. In diesem Kontext wandte sich die bayerische Landeshauptstadt bereits im Herbst 2012 mit dem Anliegen an die KSFH, ein akademisches Qualifizierungsprogramm für Personen mit ausländischen Studienabschlüssen im pädagogischen Bereich zu initiieren.

Unter Leitung von Prof. Dr. Helga Schneider, Professorin für Pädagogik, und in enger Abstimmung mit dem Fachbereich Soziale Arbeit München wurden die berufsintegrierende Angleichungsstudien BEFAS entwickelt, die zur Erlangung des Bachelorabschlusses ‚Bildung und Erziehung im Kindesalter‘ in Verbindung mit der Berufsbezeichnung ‚staatlich anerkannte Kindheitspädagogin‘ bzw. ‚staatlich anerkannter Kindheitspädagoge‘ führen.

Die Studien werden von der Landeshauptstadt bzw. dem Referat für Bildung und Sport finanziert. „Insgesamt sind drei Kohorten mit jeweils 20 Studierenden geplant. Die erste Kohorte startete im Wintersemester 2013“, erklärt Prof. Schneider, eine zweite Kohorte im Oktober 2014 und zum Wintersemester 2015/16 findet der dritte und – laut Projektplan – letzte Durchgang statt. „Für MigrantInnen sind die BEFAS-Studien eine Chance, um hier in Bayern auf ihrem akademischen Niveau eine Berufsanstellung zu finden. Aufgrund der landesrechtlichen Bedingungen bzw. dem Bayerischen Bildungs- und Erziehungsplan ist eine berufliche Einmündung der Absolventinnen und Absolventen mit ausländischen Studienabschlüssen auf Fachkraft-Niveau ohne Nachqualifizierung nahezu unmöglich.“ Sind sie erst durch BEFAS (nach-)qualifiziert, sind sie auch erfolgreich: „Nach ihrem Studienabschluss sind die Studentinnen und Studenten durchaus auch für Funktions- und Leitungsstellen qualifiziert. In den letzten beiden Jahren erreichten mich immer wieder sehr positive Resonanzen aus der Praxis.“ Die BEFAS-Studierenden kommen überwiegend aus Osteuropa, Spanien, Griechenland, aber auch aus außereuropäischen Ländern wie Kolumbien, Brasilien und Chile.

BEFAS: Inhalte, die über das Erststudium hinausgehen

Die Qualifizierungsmaßnahme ist als dreis- bis viersemestriges berufsintegrierendes Studium konzipiert. Da die in Frage kommenden Personen bereits über einen einschlägigen ausländischen Hochschulabschluss verfügen, ist ein zweites Vollstudium nicht erforderlich, um die Qualifikation

einer Kindheitspädagogin/eines Kinderheitspädagogen zu erlangen. Es geht vielmehr darum, in einem Angleichungsstudium genau die Inhalte zu vermitteln, die im Erststudium nicht gelehrt worden sind, jedoch spezifisch sind für die Arbeit im Bereich Kindertageseinrichtungen in Deutschland sowie für das Berufsprofil Kindheitspädagogin/Kindheitspädagoge. „Das Anrechnungsverfahren bereits erbrachter Leistungen erfolgt dabei individualisiert, d. h. die mitgebrachte Studienleistungen werden auf ihre Inhalte überprüft, anerkannt wird, wenn Ähnlichkeit zu den Ausbildungsinhalten in Bildung und Erziehung im Kindesalter besteht“, sagt Prof. Schneider.

Im Rahmen des Angleichungsstudiums kommen die Studentinnen und Studenten i. d. R. freitags zu Lehrveranstaltungen an die Hochschule. Parallel sind sie in Münchener Kindertageseinrichtungen mit 25 Wochenstunden als pädagogische Ergänzungskraft teilzeitbeschäftigt (Mo – Do). Die Studentinnen und Studenten mit ausländischen Hochschulabschlüssen belegen

eine Reihe von Lehrveranstaltungen, die auch für die Studierenden des berufsintegrierenden B.A.-Studiengangs ‚Bildung und Erziehung im Kindesalter‘ obligatorisch sind, darüber hinaus besuchen sie zielgruppenbezogene Spezialmodule. Durch den Kontakt mit den regulär Studierenden von ‚Bildung und Erziehung im Kindesalter‘ können die Studentinnen und Studenten des Angleichungsstudiengangs kollegiale Kontakte knüpfen und zusätzliches informelles Wissen zu aktuellen Fachthemen, zu Rollenerwartungen an akademische Fachkräfte und Kita-Kulturen in Bayern und Deutschland aufbauen. Zur Unterstützung eines erfolgreichen Studienverlaufs findet darüber hinaus eine im Vergleich zu Regel-Studierenden intensivere allgemeine Beratung durch eine Studiengangsreferentin sowie spezifische Studienberatung durch Professorinnen bzw. Professoren statt.

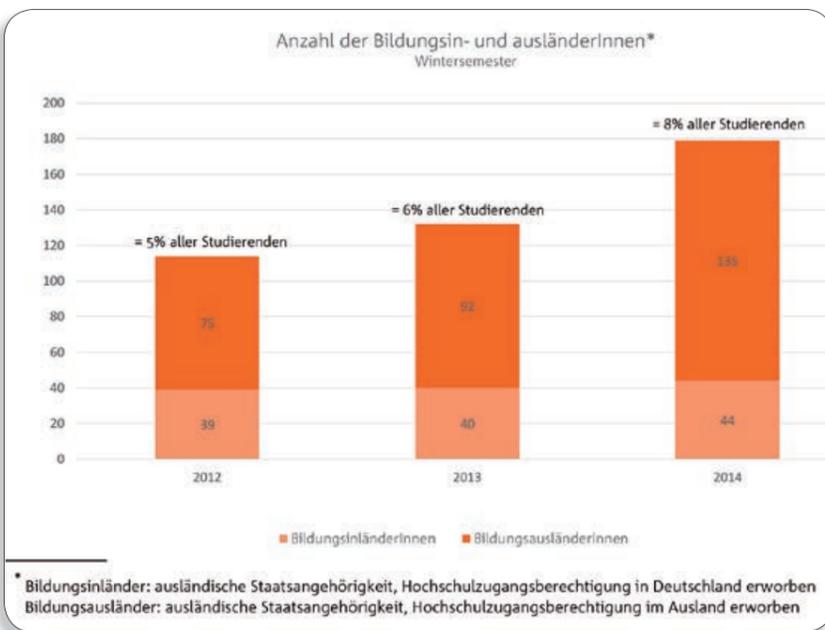
Für die Zulassung sind folgende Kriterien anzusetzen: Ein abgeschlossener einschlägiger ausländischer Hochschulabschluss einer anerkannten Hochschule außerhalb Deutschlands, zum Beispiel

in Erziehungswissenschaften, Pädagogik, Grundschulpädagogik, Sozialpädagogik oder Entwicklungspsychologie. Die anerkannten Länder und Hochschulen bestimmt die KSFH nach den Bologna-Vorgaben. Ebenso wird das sprachliche Eingangsniveau der Studentinnen und Studenten durch die Hochschule festgelegt (Sprachniveau C 1). Dieser einschlägige ausländische Studienabschluss sollte hinsichtlich der Studieninhalte als gleichwertig zu jenen Studienmodulen des B.A. ‚Bildung und Erziehung im Kindesalter‘ gelten können, die nicht Gegenstand des Angleichungsstudiums sind.

Wird angestrebt: eine Verstärkung des Studienangebots

Die BEFAS-Studierenden, das zeichnet sich bereits zum jetzigen Zeitpunkt ab, sind in der Praxis bzw. in den Kitas willkommen. Durch die Nachqualifikation in den inhaltlichen (und praktischen) Bereichen, die im Erststudium ausgespart wurden, münden hochqualifizierte Fachkräfte in das Berufsleben der Kindheitspädagoginnen und -pädagogen ein. Vor dem Hintergrund sollte eine Verstärkung des Studienangebots angestrebt werden: Als die Hochschule, die hier die akademische Nachqualifizierung übernimmt und in engem Austausch mit den Studierenden steht, können wir nur empfehlen, das Angebot in den Regelbetrieb zu überführen. Wir führen hierzu bereits Gespräche mit der Landeshauptstadt und dem Staatsministerium.“

Beitrag: Prof. Dr. Helga Schneider, Sibylle Thiede



Katrin Kodasma, Anna Wojcieszczuk (v. l. n. r.)

INTERNATIONALES BRÜCKENSEMINAR SOZIALE ARBEIT BAYERN

Im September 2014 startete die erste Kohorte des Weiterbildungsstudiums ‚Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern‘, das vom IF unter fachlicher Leitung von Prof. Dr. Burghard Pimmer-Jüsten und der Projektleiterin Claudia Mayer angeboten wird. Als staatlich anerkannter Anpassungslehrgang im Sinne des Bayerischen Sozial- und Kindheitspädagogengesetz (BaySozKiPädG) ermöglicht dieses Brückenseminar Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, die einen ausländischen Studienabschluss in Sozialer Arbeit haben, die staatliche Anerkennung ihrer Qualifikation in Bayern zu erreichen. Das bedeutet für viele der Teilnehmerinnen und Teilnehmer verbesserte Chancen auf dem Arbeitsmarkt für eine ihrem Abschluss angemessene Arbeitsstelle.

In den letzten Jahren hat sich im sozialen Bereich ein Dilemma aufgetan. Während auf der einen Seite durch den immer deutlicher werdenden Fachkräftemangel oftmals SozialpädagogInnen-Stellen unbesetzt bleiben, sind auf der anderen Seite viele öffentlich geförderte Träger dazu verpflichtet, die staatliche Anerkennung der Berufsqualifikation der StelleninhaberInnen einzufordern. Andernfalls werden Mittel oder ganze Stellen gestrichen. In diesem Kontext gab es für Sozialpädagoginnen und -pädagogen mit ausländischer Qualifikation bzw. ausländischem Hochschulabschluss, der bis dato nur selten staatlich anerkannt wurde, nur die Möglichkeit, auf Positionen zu arbeiten, die eine niedrigere Qualifikation erfordern – beispielsweise als KinderpflegerIn, als ErzieherIn oder als pädagogische Ergänzungskraft. Die Folge davon ist, dass hochqualifizierte Sozialpädagoginnen und -pädagogen in einem differierenden Aufgabenfeld mit einem zum Teil um die Hälfte geringeren Gehalt eingesetzt werden und dass es für sie bis zum Start des Brückenseminars keine Möglichkeit des Aufstiegs gab.

erste Reihe:
Dagmar Flicker, Andrea Ries,
Verena Kerber;
zweite Reihe:
Monica Durán Alvarado,
Christian Wiestner
(v. l. n. r.)



Mit dem Weiterbildungsstudium ‚Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern‘ bietet die KSFH als einzige Hochschule deutschlandweit einen anerkannten Anpassungslehrgang an, mit dem Unterschiede des Studiums der Sozialen Arbeit in anderen Ländern zu dem in Deutschland ausgeglichen werden können. Dadurch kann ihr Abschluss durch die Anerkennungsstelle für Sozial- und Kindheitspädagogen in Würzburg als gleichwertig bestätigt und die staatliche Anerkennung ausgesprochen werden. Sozialpädagoginnen und -pädagogen mit ausländischer Qualifikation wird so die Chance eröffnet, ihrer Ausbildung und ihrem Bildungsstand entsprechend eine Beschäftigung zu finden und adäquat vergütet zu werden.

Punktlandung: der Pilotkurs zeigte sich erfolgreich

Der Pilotkurs des Brückenseminars startete im September 2014 mit 25 Teilnehmerinnen und 2 Teilnehmern. Diese besuchten während der vergangenen zwei Semester bis zu fünf Module, mit einem Gesamtumfang von mehr als 60 Seminartagen, die zumeist freitags und samstags stattfanden. Die Weiterqualifikation erfolgte in den Bereichen ‚Praxis‘, ‚Profession und Ethik der Sozialen Arbeit im nationalen Kontext‘, ‚Recht und Verwaltung‘, ‚Sozialmanagement‘ und ‚Bezugswissenschaftliche Studien‘. Im Praxis-Modul mussten die Teilnehmerinnen außerdem noch ein 100-tägiges, sozialpädagogisch-begleitete Vollzeitpraktikum vorweisen. Es nahmen fünf Muttersprach-

ler aus Deutschland und Österreich teil, 16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer stammten aus weiteren acht EU-Ländern sowie sechs Studierende aus vier Drittstaaten. Das Durchschnittsalter lag bei 32 Jahren, wobei die Altersspanne von 26 bis 51 Jahren reichte. Im vergangenen Jahr kam es zu einem Abbruch, Grund hierfür war die Rückkehr ins Ausbildungsland. Der Kurs schloss mit den letzten Prüfungen im Juli ab, mit Bestehen des Brückenseminars erhielten die TeilnehmerInnen ein Zertifikat, das sie bei der Anerkennungsstelle für Sozial- und Kindheitspädagogen in Würzburg einreichen. Von dort wird die staatliche Anerkennung ihres ausländischen Abschlusses in Sozialer Arbeit ausgesprochen.

Das Resümee des Pilotkurses lautet: Das Brückenseminar ist ein voller Erfolg. Inhaltlicher und konzeptioneller Aufbau entsprach den Bedürfnissen der Teilnehmenden, die aus einem internationalen Kontext heraus die Soziale Arbeit in Deutschland mit ihren nationalen Spezifika kennen und verstehen lernen wollten. Insbesondere die rechtlichen und verwaltungstechnischen Themen, mit denen Sozialpädagoginnen und -pädagogen in allen Bereichen der Sozialen Arbeit konfrontiert sind, unterscheiden sich zum Teil erheblich von denen in anderen Ländern. Dies sorgte bei einigen TeilnehmerInnen für ‚Aha-Effekte‘ während der Seminartage.



Oksana Chesnokova,
Anja Schubert,
Katerina Machova
(v. l. n. r.)

Internationale Aspekte sollen künftig stärker berücksichtigt werden

Neben den inhaltlichen Themen, wie deutsches Sozialrecht oder die Organisation der sozialen Trägerlandschaft, wurde im vergangenen Jahr auch der Bedarf nach interkulturellem Austausch deutlich. So kamen Fragen auf wie: Wie lässt sich Soziale Arbeit in meinem Heimatland mit der in Deutschland vergleichen? Welchen Unterschied gibt es in der Ausbildung/im Studium? In welchen Arbeitsfeldern kann ich in Deutschland als Sozialpädagogin oder -pädagoge arbeiten? Vor allem auch die Besonderheiten der Sozialen Arbeit in Deutschland boten Stoff für viele Diskussionen, denen im neuen Kurs noch mehr Raum gegeben werden soll. Ab September 2015 beginnt ein zweiter Kurs des Brückenseminars, von 35 möglichen Plätzen sind bereits jetzt schon alle vergeben. Auch für einen weiteren Kurs ab März 2016 gibt es schon erste Anmeldungen. Für die Folgekurse wird der internationale Aspekt innerhalb der Seminare noch weiter berücksichtigt. So sollen die Erfahrungen der Teilnehmenden, was unter Sozialer Arbeit in den verschiedenen Ländern verstanden wird, noch mehr in die Seminararbeit einfließen. Auch räumlich verbreitert sich das Angebot, insbesondere da es viele BewerberInnen aus Nordbayern gibt. So werden in den nächsten zwei Semestern circa ein Drittel der Seminare in Nürnberg stattfinden.

Beitrag: Claudia Mayer



Dr. Annamária Földes,
Agostino Vecchio,
Carolina Espitia Gascon
(v. l. n. r.)

PFLEGE DUAL – AUFBAU, WACHSTUM UND AUFBRUCH

Erst vor einem Jahr wurden die ersten Absolventinnen und Absolventen des Studiengangs *Pflege dual* an der KSFH verabschiedet, schon herrscht Aufbruchsstimmung zur Neukonzeption des Angebotes. Der Fachbereich Pflege hat die Absicht einen grundständigen, primärqualifizierenden Pflegestudiengang zu konzipieren. Dieser soll *Pflege dual* ablösen und, vorbehaltlich aller benötigter Zustimmungen und Genehmigungen, voraussichtlich zum Wintersemester 2017/18 starten. Was treibt den Fachbereich an?



Nachfrage und aktuelle Entwicklungen

Der Studiengang *Pflege dual* wurde im Wintersemester 2009/10 eingeführt. Seither wachsen die Studierendenzahlen beständig an, im März 2015 waren es bereits 240 immatrikulierte Studentinnen und Studenten. Ein Teil der ersten Kohorte hat im März 2014 ihr Abschlusszeugnis erhalten. Im Rahmen eines feierlichen Festaktes wurden das Studium und die Abschlüsse der AbsolventInnen mit ihren individuellen

Leistungen gewürdigt. Die Bachelorarbeiten der Studierenden fokussieren in der Regel Themen, die unmittelbar im Zusammenhang mit pflegepraktischen Handeln stehen – als Beispiele seien hier ‚Perimortale Trauerbegleitung‘, ‚Im Schmerz gestorben‘, ‚Individuelle häusliche Schulung für pflegende Angehörige‘ und ‚PEG-Sondenernährung bei älteren Menschen‘ genannt. Das Interesse an der Verbesserung der konkreten praktischen pflegerischen Versorgung vor Ort ist ausgeprägt. Gespannt wartet der

Fachbereich Pflege nun auf die Ergebnisse der Einmündungsstudie, die von Prof. Dr. Andrea Kerres, Professorin für Psychologie im Fachbereich Pflege, geleitet wird. Die im Auftrag des Fachbereichs durchgeführte Studie soll Aufschluss darüber geben, wie groß der Anteil an *Pflege dual*-Absolventinnen und Absolventen tatsächlich ist, die nach dem Abschluss die neuerworbenen Kompetenzen in einer patientennahen Tätigkeit/Pflege einbringt. Aus der Höhe des Anteils lässt sich wiederum ableiten,

wie erfolgreich sich das duale Studienmodell in der beruflichen Praxis etablieren konnte. Denn ein erklärtes Ziel von *Pflege dual* und den 41 Hochschulen in Deutschland mit ausbildungsintegrierenden Pflegestudiengängen (vgl. Heyelmann 2015) ist es, Pflegeakademiker für die PatientInnen-, BewohnerInnen-, und KlientInnenversorgung auszubilden.

Den Absolventinnen und Absolventen wird nach neun Semestern der akademischen Grad eines ‚Bachelor of Science‘

verliehen, aber ein großer Teil kommt selbst erst sehr spät im Studium als Studentin oder Student an: „Jetzt bin ich im Studium angekommen und es macht endlich Spaß – nun ist es schon wieder vorbei“, sagt die *Pflege dual*-Studentin Cosima Laschet. Dieses Problem lässt sich bei der derzeitigen Studienstruktur kaum auflösen und wird an allen Hochschulstandorten beklagt, die duale Pflegestudiengänge anbieten: Die Studierenden haben während des ersten Studienabschnittes (1. – 6. Semester) drei Lernorte: die Berufsfachschule, die Hochschule und die Praxis. Den geringsten Anteil der Präsenzzeiten verbringen sie an der Hochschule, im KSFH-Modell sind es bislang nur zehn Blocktage pro Semester. Diese Struktur wirkt sich nicht positiv auf die Zeit für Lesen, Reflektieren, den Austausch mit Kommilitoninnen und Kommilitonen nach Lehrveranstaltungsende oder die Identifikation mit der Hochschule aus. Bei aller Motivation und einem hohen Maß an Erkenntnisinteresse, ist diese Form des Studierens für viele eine große Herausforderung, die ihnen kaum Raum lässt, Interessantes zu vertiefen, Bestehendes zu hinterfragen und sich selbst als Studentin und Student wahrzunehmen – sind sie doch viel mehr Auszubildende auf Station und Schüler und Schülerinnen ihrer jeweiligen Berufsfachschulen. Somit bleibt *Pflege dual* bislang ein ‚Intensivstudium‘, das kaum Zeit für Forschungsinteressen und Inhalte jenseits des Tellerrandes lässt. Nach Abschluss des beruflichen Exams beginnt der zweite Studienabschnitt, die Vollzeitstudiumphase. Die Studierenden sind aus Lust am Pflegen und/oder der finanziellen Notwendigkeit motiviert, ihren Berufsabschluss in der Praxis zu nutzen, so dass der überwiegende Teil der Studierenden neben dem Vollzeitstudium als Pflegefachkraft arbeitet. Die Nähe zur pflegerischen Praxis nach dem beruflichen Examen ist auch aus Hochschulsicht von Vorteil, sowohl für die spätere berufliche Einmündung als auch für den Transfer hochschulischen Wissens und die Entwicklung eigenständiger praxisrelevanter Forschungsfragen. Es soll aber natürlich ausreichend Zeit für das Studieren bleiben.



Letzteres ist derzeit oft nicht der Fall, zu hohe Arbeitsbelastungen an Stellen mit zum Teil bis zu 50% Stellenumfang neben dem Studium erschweren die wissenschaftliche Arbeit und verhindern teils eine kontinuierliche Präsenz in den Lehrveranstaltungen. Um künftig einen gelungenen Übergang mit realistischen Vorstellungen von dem zu gewährleisten, was neben dem Studium leistbar ist, wird es ab 2015/16 einen begleiteten Übergang in den zweiten Studienabschnitt geben: ‚Willkommen im Vollzeitstudium‘ wird die Veranstaltung heißen, zu der die Studierenden des siebten Semesters im Oktober 2015 eingeladen sind. Lena Heyelmann, Prof. Dr. Martin Knoll, Prof. Dr. Bernhard Lemaire und Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz haben das Format mit dem Ziel konzipiert, den Übergang von der ‚Schülerin zur Studentin‘ aktiv gestalten und bewusst und bereichernd erleben zu können. Zudem werden die oben beschriebenen Studienbedingungen im ersten Studienabschnitt verändert. Aktuell wird die Erhöhung der Anzahl der Studientage im Semester und die Planung von mehreren kurzen Blockwochen angestrebt.

Diese auf den ersten Blick kleinen Änderungsbestrebungen sind planerisch anspruchsvoll, denn die Lehrinhalte der Module, die in der Hochschule gelehrt und geprüft werden korrelieren mit den gesetzlich fest-

gelegten curricularen Inhalten der Gesundheits-, Krankenpflege- und Altenpflegeausbildung, auf die sie angerechnet werden. Um die inhaltliche Abstimmung zwischen der Hochschule und den sieben kooperierenden Berufsfachschulen sicher zu stellen, finden in jedem Semester Kooperations- bzw. Qualitätsentwicklungstreffen so wie institutionenübergreifende Modultreffen statt.

Professorale Begleitung, auch in der Praxis

Die geschilderten Schwierigkeiten sind der Struktur des Studiengangs geschuldet, ein Grund für eine umfassende Reform. Bezogen auf erstauszubildende Pflegestudiengänge bot der gesetzliche Rahmen den Hochschulen bislang noch wenig Spielraum. Dies wird sich voraussichtlich mit dem neuen Pflegeberufegesetz, dessen Verabschiedung im kommenden Jahr erwartet wird, ändern. Alle bislang kursierenden Entwürfe sehen einen eigenständigen hochschulischen Bildungsweg mit Berufszulassung für die Pflege vor. Nach dem Entwurf können Pflegestudierende zukünftig ihren akademischen Abschluss und ihre staatliche Berufszulassung im Rahmen des Studiums erlangen, die theoretische und fachpraktische Lehre sowie die Praxisbegleitung sollen von den Hochschu-

len verantwortet und überwiegend auch durchgeführt werden, für die Praxiseinsätze werden Kooperationsvereinbarungen mit Einrichtungen geschlossen. Für die hochschulisch ausgebildeten Pflegefachfrauen und -männer sind in dem Arbeitsentwurf erweiterte Kompetenzziele beschrieben. Kompetenzen und Skills für praktische Pflegetätigkeiten wie etwa Körperpflege, therapeutische Maßnahmen, Injektionen oder Verbandswechsel und ihre Übung werden im derzeitigen Studiengangmodell allein von den kooperierenden Berufsfachschulen vermittelt, die dortigen Pflegepädagoginnen und -pädagogen übernehmen dazu die Praxisbesuche, Praxisbegleitung und -anleitung. Diese zentralen Themen fehlen im bestehenden Hochschullehrangebot, obwohl Studierende genau das wünschen, da sie derzeit eine Praxisferne der Hochschule erleben: „Ich hätte mir gewünscht, dass mich ein Professor in der Praxis besucht und wir anhand eines realen Falls zum Beispiel eine ethische Falldiskussion machen, so wie wir es in der Lehrveranstaltung durchgenommen haben“, so die Studentin Amelie Brendel (2014). Für eine professorale Praxisbegleitung sind die curricularen und strukturellen Rahmenbedingungen derzeit noch nicht gegeben, auch hier gibt es Verbesserungsansätze: Im Laufe des Studienjahres 2015/16 soll das Skills Lab eingeweiht werden, die Simulationspuppe ‚Nursing Anne‘ wartet bereits auf erste Einsätze. Das Skills Lab wird curricular zunächst vorwiegend in dem Studiengang Pflegepädagogik eingebunden, steht aber auch für Übungen von Beratungs- und Anleitungssituationen von Pflege dual-Studierenden bereit.

Ein Muss für die Pflege: akademische Studienangebote

Für die KSFH mit dem größten Pflegefachbereich Bayerns und mit ihren zwei Standorten ergeben sich herausragende Möglichkeiten, Pflegeakademikerinnen und -akademiker im und für den oberbayerischen Raum hochschulisch zu bilden. Akademisch gebildete Pflegefachkräfte werden regionen- und einrichtungsübergreifend für die Qualitätssicherung und

-entwicklung der Pflegepraxis gebraucht – überdies zeichnet sich für den ländlichen Raum mit der Richtlinie zur Übertragung heilkundlicher Tätigkeiten an Pflegefachpersonen (§63 SGB V) noch die Möglichkeit ab, mittels hochschulischer Pflegeausbildung das Versorgungsrisiko für Bedürftige in strukturschwachen Regionen zu minimieren. Der Fachbereich Pflege strebt an, den Studiengang in Gesamtverantwortung der Hochschule grundständig neu zu konzipieren, in enger Zusammenarbeit mit geeigneten und bewährten Praxispartnern. Spätestens mit dem Start des neuen Pflegestudiengangs sollen dann auch handlungspraktische, pflegerische Fähigkeiten an ‚Anne‘ im Skills Lab geübt werden. Wenn der Fachbereich grünes Licht für den neuen Studiengang bekommt, soll die Expertise für die pflegepraktische Lehre zunehmend – in Kooperation mit den bisherigen Partnern – an der KSFH aufgebaut werden. Interessensbekundungen von Praxiseinrichtungen aus den Landkreisen südlich von München für eine Kooperation mit der KSFH liegen bereits vor, so dass auch eine Implementierung des Studienangebots in Benediktbeuern realistisch erscheint.

Im Fachbereich gibt es keinen Zweifel, dass sich der Aufwand für die KSFH als Hochschule, ihre Studierenden und nicht zuletzt die Pflegebedürftigen in Bayern lohnen wird. Dem diakonischen Auftrag der Kirche folgend, gilt es, nicht nachzulassen in den Bemühungen um eine hochqualifizierte pflegerische Versorgung der bedürftigsten und vulnerabelsten Gruppen unserer Gesellschaft. Die Pflege in ihrer direkten Sorge für Leib und Seele des Menschen ist eine zentrale Berufsgruppe in vielen Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft. Die KSFH hat es stets als ihre Aufgabe angesehen, hierfür bedarfsgerechte Studiengänge nach dem neuesten Wissensstand anzubieten. Der Bedarf an akademisch gebildeten Pflegefachkräften ist in Bayern ungebrochen hoch. Nach derzeitigem Stand werden pro Jahr circa 230 Interessierte für erstauszubildende Pflegestudiengänge in Bayern zugelassen. Selbst unter der Annahme, dass jede Absolventin, jeder Absolvent in die Pflegepraxis einmündet,

würden 2019 nur 1% der Pflegekräfte in Bayern hochschulisch gebildet sein (eigene Berechnung, Heyelmann 2015). Das sind zu wenig – ein weiterer Grund, weswegen der Fachbereich Pflege (schon wieder) in Aufbruch- und Ausbaustimmung ist.

Heyelmann, Lena (2015): Nach dem Pflege-Studium in die Altenpflege? Die Erwartungen der Arbeitgeber. Frankfurt am Main, Mabuse-Verlag

Beitrag: Prof. Dr. Constanze Giese, Lena Heyelmann



IF-ZERTIFIKAT ANGEWANDTE GERONTOLOGIE & MASTER ANGEWANDTE GERONTOLOGIE IM VERBUND

(In Planung, Stand: August 2015)

Die KSFH plant, vorbehaltlich der Genehmigung durch die Träger, im Verbund mit der Katholischen Hochschule Freiburg und der Hochschule Mannheim, den Weiterbildungsmaster Angewandte Gerontologie einzuführen. Der Verbund-Master ist ein praxisorientierter und berufsbegleitender Weiterbildungsstudiengang, der aktuelle Erkenntnisse aus den relevanten Wissenschaftsbereichen der Sozialen Arbeit mit Älteren und Menschen mit Behinderung, der Gerontologie und Pflege – insbesondere aus den Themenfeldern Gesundheit, Sozialplanung und Teilhabe – vermittelt. Die Teilnehmenden können bei entsprechender Voraussetzung wählen, ob sie an der KSFH das Zertifikat Angewandte Gerontologie erwerben oder/und den Abschluss Master Angewandte Gerontologie (M.A.) berufsbegleitend anstreben. Dazu belegen sie dann einen zusätzlichen Wahlbereich in Kooperation mit der Katholischen Hochschule Freiburg und der Hochschule Mannheim. Unter der Leitung von Prof. Dr. Martina Wolfinger soll das kombinierte Angebot im Wintersemester 2016/17 am IF starten.

Unter dem Kürzel ‚KONTAGE‘ bietet die Hochschule Mannheim seit zehn Jahren das Kontaktstudium Angewandte Gerontologie mit dem Schwerpunkt ‚Gerontopsychiatrie, Multidisziplinäre Interventionen‘ an. „Die Hochschule hat nun vor, dieses spezifische Angebot um relevante Inhalte der Gerontologie zu erweitern – und ergänzend zum bisherigen Format einen Studiengang aufzubauen, der einen akademischen Masterabschluss in Angewandter Gerontologie ermöglicht. Dafür suchte sie aktiv nach einem Verbund bzw. nach Partnern in der Hochschullandschaft, die entsprechende Expertise vorweisen können“, sagt Prof. Wolfinger, die parallel zur KSFH an der Hochschule Mannheim lehrt und über die der Kontakt zwischen den beiden Bildungseinrichtungen entstanden ist. Dritte Hochschule im Verbund ist die Katholische Hochschule Freiburg.

Zertifikatsweiterbildung Angewandte Gerontologie

Die KSFH etabliert ein ebensolches Kontaktstudium Angewandte Gerontologie wie die Hochschule Mannheim. Sie legt dabei den Schwerpunkt auf Gesundheitsförderung, Sozialplanung/-management und Partizipation. Teilnehmende benötigen mindestens einen Berufsabschluss im Feld der Sozialen Arbeit, Altenhilfe und -pflege, Gesundheitspflege etc. und eine dreijährige einschlägige Berufserfahrung, zuletzt in Bildungs-, Beratungs- oder Leitungsfunktion. Sie erwerben im Zeitraum von 16 Monaten berufsbegleitend das Hochschulzertifikat Angewandte Gerontologie. Im Rahmen des Kontaktstudiums setzen sie sich mit praktischen Problemstellungen der Gerontologie wissenschaftlich auseinander und integrieren das Erlernete in die Praxis. Grundlagen der Gerontologie werden vermittelt und hier ein besonderer Schwerpunkt auf die gesundheitsbezogene Gerontologie sowie auf die kommunale Teilhabe und Inklusion gelegt. Darauf aufbauend werden verschiedene Handlungsfelder und Anwendungsformen vertieft betrachtet und das erforderliche Wissen und Können vermittelt. Methoden der Forschung und

Praxis, insbesondere der Planung, partizipativen Entwicklung und Angebotsgestaltung sowie des Case und Care Managements werden erlernt. Hinzu kommen eine angeleitete Projektarbeit in Projektgruppen und die Prüfungen. Das Zertifikat wird verliehen, wenn erfolgreich an den Lehrveranstaltungen teilgenommen, eine 50seitige Abschlussarbeit mit einem Praxis- und Theorieteil vorgelegt werden konnte und am abschließenden Kolloquium teilgenommen wurde. Der Abschluss berechtigt zur Aufnahme in die DGGG, die Deutsche Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie. Bei entsprechender formaler Voraussetzung kann im Weiteren der Mastertitel (M.A.) Angewandte Gerontologie, der im Verbund angeboten wird, angestrebt werden.

Master Angewandte Gerontologie

Zielgruppe des geplanten Masterstudiums Angewandte Gerontologie sind berufserfahrene MultiplikatorInnen und MitarbeiterInnen in Schlüsselfunktionen, die Lehr-, Beratungs- oder Leitungsaufgaben in Fachdisziplinen übernehmen, die mit der älterwerdenden Bevölkerung zu tun haben. „Besonders angesprochen sind hier Mitarbeitende in Einrichtungen der Alten-, Behinderten-, und Suchthilfe, in der Psychiatrie sowie im Gesundheitswesen – und auch Mitarbeitende in koordinierender und planender sowie sozialraumbezogener Funktion in Kommunen, Verbänden und Institutionen. Derzeit laufen erste Sondierungsgespräche mit Kooperationspartnern der Praxis“, erklärt Prof. Wolfinger in diesem Zusammenhang. Um zum Master zugelassen zu werden, müssen die Bewerberinnen und Bewerber einen Bachelor oder vergleichbaren Abschluss in einem fachlich einschlägigen Studiengang – und somit beispielsweise in Sozialer Arbeit, Pflegewissenschaften, Gerontologie oder in den Gesundheitswissenschaften – vorweisen. Zudem wird eine Berufserfahrung von mindestens drei Jahren in einem der Felder erwartet, zuletzt in einer beratenden, lehrenden oder leitenden Position.

Kumulatives Studium im Verbund

Der Master ist als berufsbegleitendes Weiterbildungsstudium geplant, das an zwei Studienstandorten in einer Regelstudienzeit von sechs Semestern absolviert werden kann. Studiert wird im Block, immer donnerstags bis samstags, gemeinsam mit den Absolventinnen und Absolventen des Kontaktstudiums Angewandte Gerontologie. Der Studienverlauf startet mit dreisemestrigen Pflichtmodulen an der KSFH, in denen Grundlagen der (gesundheitsbezogenen) Gerontologie und Teilhabe im Alter sowie Methoden in Forschung und Praxis wissenschaftlich vermittelt, aber auch praktisch angewendet werden. „In diesem ersten Teil des Studienverlaufs ist eine Spezifizierung auf Handlungsfelder

und Anwendungsformen in Gesundheit und Teilhabe vorgesehen – hier profitiert das geplante Masterstudium von der Zusammenarbeit mit dem konsekutiven Master ‚Pflegerwissenschaften – Innovative Versorgungskonzepte‘, der ebenfalls an der KSFH angeboten wird.“ So sollen die Studierenden zukunftsorientierte Konzeptionen beispielsweise zur Prävention und Gesundheitsförderung entwickeln. Sie sollen Methoden des Case Managements, der Planung und partizipativen Entwicklung sowie Teilhabe und Inklusion im Lebensverlauf und Alter(n) anwenden. „Das Studium soll dabei an den aktuellen gesellschaftlichen Bedarfen und Fragestellungen ausgerichtet sein.“ Aufgrund der besonderen Lage der beiden KSFH-Standorte, einmal im ländlichen Raum und einmal im Ballungszen-

trum, soll ein besonderer Schwerpunkt auf die sozialraumorientierte und -integrierte Gestaltung der Versorgung und Teilhabe gelegt werden.

An die Pflichtmodule schließt sich ein Wahlpflichtbereich von zwei Semestern an. Die Studierenden können sich entscheiden, ob sie den Schwerpunkt ‚Gerontopsychiatrie, Multidisziplinäre Interventionen‘ an der Hochschule Mannheim oder die ‚Bildung, Beratung und Vernetzung‘ an der Katholischen Hochschule Freiburg studieren wollen. Das letzte Semester ist für die Masterarbeit vorgesehen, parallel dazu finden begleitende Veranstaltungen statt.

Beitrag: Sibylle Thiede,
Prof. Dr. Martina Wolfinger



Bildquelle: photocase.com, nerek

ERFOLGREICHER START: DER STUDIENGANG ,RELIGIONSPÄDAGOGIK UND KIRCHLICHE BILDUNG‘

Im Wintersemester 2014/15 führte die KSFH-Abteilung Benediktbeuern den Bachelorstudiengang ‚Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit‘ ein. Von Startschwierigkeiten kann hier zu keiner Zeit die Rede sein: Zum Studienbeginn lag die Zahl der Immatrikulierten zu einem Drittel über den Erwartungen, beim neuen Durchgang im kommenden Winter darf sich die Abteilung über einen erneuten, deutlichen Zuwachs an Studierenden freuen. Um der hohen Nachfrage gerecht zu werden, passte die Hochschule, flexibel und binnen kurzer Zeit, ihre Infrastruktur in Lehre und in der Studienorganisation an.

Studieren lässt sich der neue Bachelorstudiengang eigenständig oder in Kombination mit der Sozialen Arbeit. Etwa die Hälfte der Studentinnen und Studenten, die sich im vergangenen Winter immatrikuliert haben, wählten die Kombination aus Religionspädagogik und Sozialer Arbeit und somit ein Doppelstudium, das zu zwei eigenständigen Bachelorabschlüssen führt. Dauert das grundständige Studium der Religionspädagogik in der Regel sieben Semester (inkl. ein Praxissemester), kann das kombinierte Studium in zehn Semestern und einem Praxissemester absolviert werden. Die beiden Studienfächer sind eng miteinander verzahnt, sie ergänzen sich in ihren Inhalten, in der Vermittlung von Praxiswissen etc. „Die Aufgaben in der Sozialen Arbeit, die sich durch die verschiedenen Anspruchsgruppen ergeben, überschneiden sich mit denen in einer Kirchengemeinde. Als Religionspädagogin bin ich in meinem späteren Berufsleben genauso mit unterschiedlichen Menschen und Lebenssituationen befasst wie eine Sozialarbeiterin“, erklärt die Studentin Bernadette Gradl, die sich für das Doppelstudium entschieden hat, und das obwohl ihr Berufswunsch in Richtung Gemeindearbeit geht. „Vor dem Hintergrund meiner beruflichen Zukunft könnte ich natürlich auch ‚nur‘ die Religionspädagogik studieren. Durch die Kombination lerne ich allerdings weiterführende Aspekte der Sozialen Arbeit kennen, die in der Gemeinde und in der Schule genauso hilfreich und wichtig sind, wie in allen anderen sozialen Bereichen.“ Im Doppelstudium ist die Ausbildung in Humanwissenschaften – etwa in Pädagogik, Psychologie oder Soziologie – breiter angelegt. „Die Verbindung mit dem Bachelorstudium Soziale Arbeit empfiehlt sich vor allem dann, wenn es darum geht, später in Gemeinden und Schulen intensiv mit Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Alters zu arbeiten“, so auch der Studiengangsleiter Prof. Dr. Carsten Wippermann.

Ob kombiniert oder als eigenständiges Studium: Die Studierenden werden bei beiden Studienangeboten gleichermaßen intensiv auf ihren Beruf vorbereitet, indem

das Curriculum semesterbegleitende Praxisseinheiten und ein Praxissemester vorsieht. So entwickeln die Studentinnen und Studenten während ihres Studiums ein Gespür dafür, wo ihre Interessen, ihre Qualifikationen liegen und in welchen Aufgabefeldern sie besonders gut aufgehoben sind. Ist der Arbeitsbereich erst definiert, sollte es gerade in den Kirchengemeinden nicht an Arbeitsplätzen fehlen. „Der Fachkräftemangel ist groß und es zeichnet sich ab, dass der Bedarf an Personal auch in den kommenden Jahren bestehen bleibt“, so Prof. Wippermann. Neben offenen Stellen in der Gemeindepastoralarbeit, fehle es in Grund-, Mittel- und Förderschulen an qualifizierten ReligionslehrerInnen. „Die beiden Diözesen, Bistum Augsburg und Erzbistum München-Freising, die den Studiengang vollständig finanzieren, vergeben nahezu Arbeitsplatzgarantien an unsere AbsolventInnen.“

Die Infrastruktur ist angepasst

Mit 37 Studierenden liegt die Zahl der Studierenden um fast ein Drittel höher als erwartet. Ein Trend, der sich offensichtlich fortsetzt, denn auch in der zweiten Bewerbungsrunde, die von Mai bis Juli dauerte, gingen überraschend viele Bewerbungen ein. Voraussichtlich startet der neue Durchgang im Wintersemester 15/16 mit 58 neuen Studierenden (Stand: August 2015), damit ist die Nachfrage sogar noch deutlich größer als im Einführungsjahr. In enger Absprache mit den beiden Ordinariaten, reagierte die Hochschule bereits bei der Einführung im vergangenen Wintersemester, indem sie kurzfristig die Begrenzung der Studienplätze aufhob. Lag die Obergrenze zunächst bei 25, wurde diese Zahl gekappt und beschieden, allen Bewerberinnen und Bewerbern – sofern sie die formalen Kriterien erfüllen – einen Studienplatz an der KSFH zu gewährleisten. Doch nicht nur die Einschreibung, auch die räumliche Infrastruktur wurde binnen kurzer Zeit angepasst. Im Konventbau des Klosters wurden eigens Räume angemietet, die renoviert und technisch bestens ausgestattet wurden. An der kleinen, aber feinen Küche zeigt sich, wie sehr Gemeinschaftsräume jen-

seits von Seminaren und Lerninhalten mitbedacht werden. Dort treffen sich die Studierenden in ihren Pausen, um sich zu unterhalten, zu entspannen. Denn, neben der Ausstattung, so der Anspruch der KSFH, bleibt der enge Austausch untereinander das Wichtigste – untereinander, aber auch mit den Dozierenden und KSFH-MitarbeiterInnen. „Wir treffen uns regelmäßig mit der ganzen Studierendengruppe oder auch mit Vertretern, um zu sehen, was noch nicht optimal läuft, wo der Schuh drückt und was wir verbessern können. Das reicht vom Stundenplan über Schwierigkeiten mit der Software bis hin zum Partyraum. Uns ist es wichtig, dass wir für unsere Studierenden nicht nur ein anspruchsvolles Studium bieten, sondern auch Bedürfnisse jenseits der Lehrveranstaltungen berücksichtigen“, hebt Prof. Dr. Ralf Gaus, Prodekan der Abteilung und ebenfalls Studiengangsleiter, hervor. Dass sich bei den Studierenden bereits ein Gemeinschaftsgefühl und eine Zugehörigkeit zum Studienstandort entwickelt hat, bestätigt die Studierende Bernadette Gradl: „Ich habe mich an der KSFH auf Anhieb sehr wohl gefühlt, die Atmosphäre ist angenehm, der Kontakt zur Hochschule und zu den Dozierenden ist sehr gut. Gerade im

Rahmen der Religionspädagogik haben wir in unserem ersten Studienjahr eine tolle Gemeinschaft herausgebildet.“

Ein Lehrangebot mit Tiefgang

Wie anspruchsvoll und spezifisch das religionspädagogische Studienangebot ist, zeigt sich an den Entwicklungen innerhalb der letzten Monate. Gelehrt wird in den Bereichen systematische Theologie, Fundamentaltheologie, Ethik und Religionspädagogik – mit den Neuberufungen im Sommer- bzw. Wintersemester wird die Lehre in der Biblischen Exegese und in der Pastoraltheologie gestärkt. Die Lehrinhalte sind maßgeschneidert, das zeigt sich auch in den Worten von Bernadette Gradl: „Ich genieße es sehr, im Rahmen meines Doppelstudiums in die ganz spezifischen und für mich sehr interessanten und wertvollen Inhalte der Religionspädagogik einsteigen zu können.“ Darüber hinaus finden Lehrveranstaltungen in der Psychologie, Pädagogik, Soziologie und der Sozialen Arbeit statt. Studienfahrten zur Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem und nach Israel sind bereits in Planung.

Feierliche Eröffnung des neuen Studiengangs am 7. Oktober 2014



„IM RÜCKBLICK WAREN ES DIE BEGEGNUNGEN MIT MENSCHEN AUS DER SOZIALEN ARBEIT, DIE MICH IN MEINER BERUFLICHEN LAUFBAHN MOTIVIERTEN“

Prof. Dr. Franz Ebbers wurde 1989 als Professor für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit und für Pädagogik an die KSFH-Abteilung Benediktbeuern berufen. Im Frühjahr 2015, nach über 20 Berufsjahren, verabschiedete er sich nun. Einer seiner fachlichen Schwerpunkte liegt in der systemischen Familientherapie – ein Vierteljahrhundert lang arbeitete Franz Ebbers mit Inhaftierten und deren Familien. Wissens- und Erfahrungswerte, die er stets in die Lehre einbrachte und auch weiterhin einbringt. Im Interview berichtet er, wie er das Fachgebiet Soziale Arbeit durch zwischenmenschliche Begegnungen für sich entdeckte; warum er einen Posten in der Personalabteilung von Mercedes Benz ablehnte; fasst seine umfangreiche Berufspraxis zusammen und erklärt, wie wichtig es ihm ist, in der Lehre vorhandene Ressourcen zu aktivieren.

Herr Ebbers, Sie haben Ihre berufliche Laufbahn mit einer Ausbildung zum Industriekaufmann begonnen?

Ja, so ist es. Ich habe mich nach dem Abitur zunächst zum Industriekaufmann ausbilden lassen. In dem Beruf habe ich dann auch ein ganzes Jahr gearbeitet – bei der Hoesch AG, einem großen Stahlkonzern, der später von der Krupp AG aufgekauft wurde.

Heute sind Sie Professor für Methoden und Theorien der Sozialen Arbeit und für Pädagogik. Wie kam es zu diesem Richtungswechsel?

Es dauerte nicht wirklich lange, bis ich wusste, dass ich nicht fürs Büro und einen Job in der Industrie geschaffen bin. Bereits damals suchte ich den Ausgleich, indem ich mich in die Jugend- und Pfarrarbeit von Iserlohn, meinem Heimatstädtchen in Nordrhein-Westfalen, einbrachte. Ich war der Leiter der Pfadfinder, mit 19 bereits Geschäftsführer vom hiesigen Tischtennisverein, mit 21 sogar Vorsitzender, war als Messdiener aktiv etc. Im Rückblick waren es dann aber vor allem meine intensiven Begegnungen mit Menschen aus dem sozialen Bereich, die mich motivierten, einen anderen Berufsweg einzuschlagen.

Erinnern Sie sich noch an diese – für Sie doch sehr wegweisenden – Begegnungen?

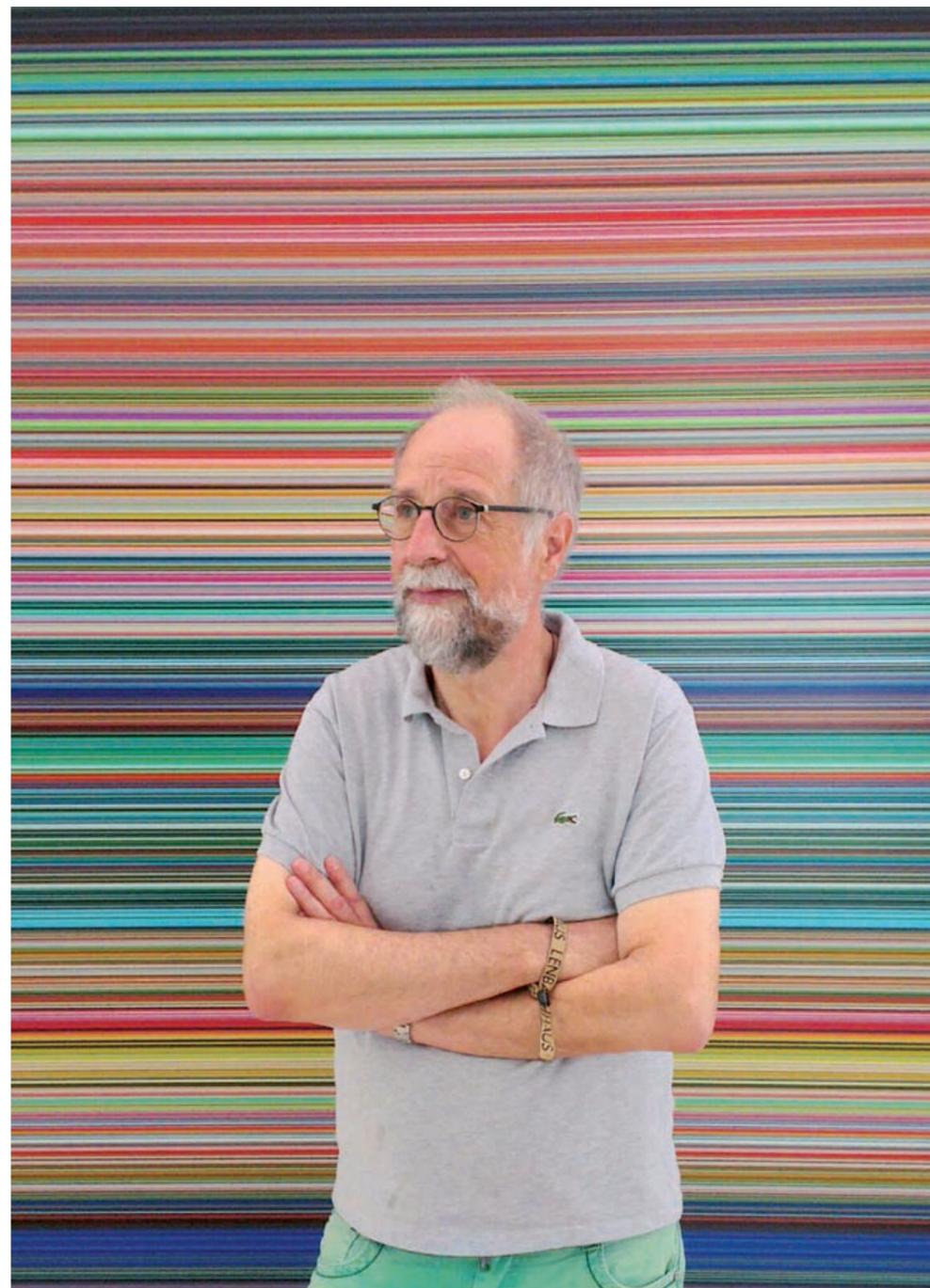
In meiner Zeit als Pfadfinder und als Vorsitzender des Tischtennisvereins hatte ich oft Kontakt zum Jugendamt, um die Gelder zu beantragen, die wir für unsere vielen, gemeinsamen Aktivitäten gebraucht haben. Ich interessierte mich zunehmend für das Berufs- und auch Ausbildungsprofil meiner dortigen Ansprechpersonen. Und so fasste ich auch bald den Entschluss, ebenfalls Soziale Arbeit zu studieren. Vier Jahre später, im Jahr 1972, war ich einer von zwei Mitarbeitern im Jugendamt in Iserlohn mit dem inhaltlichen Schwerpunkt Jugendgerichtshilfe. Ich erinnere mich noch sehr gut an meinen turbulenten Einstieg dort, da ich gleich in den ersten vierzehn Tagen mit einem Fall befasst war, für den sich auch die Medien stark interessierten. 1973 war ich Mitbegründer des ersten autonomen Jugendzentrums in Westdeutschland und das, obwohl meine Heimatstadt CDU-regiert war.

Wie ging es dann für Sie in Ihrer akademischen Ausbildung weiter?

Ende des Jahres 73 fing ich in Mannheim mit einem Jurastudium an; ich wollte damals Jugendrichter werden. Nach vier Semestern exmatrikulierte ich mich allerdings wieder, da mir die Praxis bzw. die Zusammenarbeit mit anderen Menschen fehlte. Nach einer kurzen Zeit der Orientierung startete ich 1976 in der Erziehungs- und Lebensberatung der evangelischen Kirche. Parallel ließ ich mich systemisch ausbilden – bei den Pionieren der systemischen Familientherapie Rosmarie Welter-Enderlin, Horst-Eberhard Richter und Helm Stierlin. Das war eine exzellente Ausbildung, die im kleinen Team über vier Jahre dauerte. Einmal in der Woche waren wir zur Live-Supervision in einer psychosomatischen Klinik in Heidelberg. Da sind Kosten entstanden, die von den Trägern heute gar nicht mehr finanziert werden könnten. Nach erfolgreichem Abschluss ging es für mich mit einem Magisterstudium an der Heidelberger Universität weiter – und auch hier war wieder einmal eine ‚Begegnung‘ mit Studierenden aus der Erziehungswissenschaft ausschlaggebend. Ich immatrikulierte mich für die Fächerkombination Erziehungswissenschaft, Psychologie und Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Sie haben, parallel zum Studium, weiterhin in der Erziehungs- und Lebensberatung gearbeitet?

Ja, ich konnte meinen Beruf schon aus finanziellen Gründen nicht aufgeben – ich habe neben dem BAföG, das damals noch Honorarmodell hieß, stets mein eigenes Geld dazu verdient. Zugleich war die Kombination Studium-Beruf auch ein großer Mehrwert für mich und mein (Praxis-)Wissen: Ich konnte unabhängig vom Studium weiterhin praktische Erfahrungen sammeln und aber auch das Gelernte direkt in meinem Berufsalltag anwenden. Es war für meine Ausbildung richtig und gut, Student und Kollege zugleich zu sein. Erst nach Ende des Studiums bewarb ich mich dann anderweitig. In der universitären Zeit in Heidelberg lernte ich übrigens auch meinen späteren KSFH-Kollegen Werner Haisch kennen.



Prof. Dr. Franz Ebbers,
Theorie und Methoden und Pädagogik,
Benediktbeuern, 1989–2015

Sie hatten nach Ihrem Studium auch ein Angebot von Mercedes Benz, das Sie abgelehnt haben.

Ich bin ein Mensch, der schon immer sehr viel Selbstbestimmung gesucht hat. Tatsächlich hätte ich bei Mercedes Benz in Sindelfingen als persönlicher Assistent des Personalchefs anfangen können – die Bezahlung hätte ganz sicher gestimmt, aber ich wäre in starke Hierarchien und Regularien eingebunden gewesen. Schon einmal bin ich deswegen aus der Industrie ‚geflohen‘. Statt Mercedes Benz als Arbeitgeber, habe ich mich bewusst für ein berufliches Umfeld entschieden, in dem ich sehr viel selbstständiger arbeiten konnte. Meine nächste Station, von 1981 – 89, war die Katholische Akademie und Heimvolkshochschule in Cloppenburg. Parallel zu meinem Job an der Akademie promovierte ich an der Universität Osnabrück zum Thema ‚Die delinquente Familie und ihre Behandlung‘. **Die Sozialarbeit mit Inhaftierten und deren Familien wurde zu einem Ihrer beruflichen und inhaltlichen Schwerpunkte. Sie haben hier über viele Jahre Seminare geleitet?**

Ja, ganze 25 Jahre habe ich Seminare mit inhaftierten Menschen und deren Familien geleitet. In einem regelmäßigen Turnus und mit entsprechenden Nachtreffen nach Ende der Seminareinheiten. Ich habe aus diesen Jahren sehr viel Positives mitgenommen und mich immer wieder für die Arbeit mit delinquenten Familien entschieden, trotz der Stolpersteine in der Finanzierung der Seminare. Die betroffenen Menschen lehren einen sehr viel; sie zeigen einem,

wie wichtig ein angemessener Umgang mit ihnen und ihrer prekären Lebenssituation ist. Ich habe hier gelernt, wie ich auf die Betroffenen zugehe und konnte dadurch auch viele Impulse weitergeben. Es freut mich, zu sehen, dass nun auch die Bewährungshilfe verstärkt mit, und nicht ohne, den Familien der Inhaftierten arbeitet.

1989 wurden Sie dann an die KSFH Abteilung Benediktbeuern berufen. Sie sind bekannt für die Qualität Ihrer Vertiefungsbereiche.

In der Zusammenarbeit mit den Studierenden war und ist es mir ein großes Anliegen, Wissen abseits des festgeschriebenen Curriculums anzubieten. So habe ich in Benediktbeuern beispielsweise den Vertiefungsbereich ‚Erwachsenenbildung‘ neu aufgebaut, der dann zwar nur einmal stattfinden konnte, aus dem aber immerhin drei AbsolventInnen hervorgegangen sind, die später beste Positionen im Personalmanagement besetzen konnten – einer davon trägt heute die Personalverantwortung für über 2000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Im Laufe der Jahre habe ich in sechs verschiedenen Vertiefungsbereichen gelehrt, darunter auch Familienhilfe, Hilfen zur Erziehung, Soziale Organisationen etc. **Was hat sich Ihres Erachtens in den zwei Jahrzehnten in der Lehre verändert?** Die Lehre ist heute ‚wissenschaftlicher‘, wenn ich das so auf den Punkt bringen kann. Die Inhalte sind forschungsorientierter und auch fachbezogener als zu meiner akademischen Ausbildung bzw. zu meinem Einstieg als Professor am Ende der 80er Jahre. Damals war der Leistungs-

druck auch noch ein anderer. Studierende hatten mit dem Grundstudium, das es in der Form nicht mehr gibt, die Möglichkeit, sich zunächst zu orientieren. Was interessiert mich überhaupt? Die Leistungen in diesen ersten Studiensemestern wurden nicht in gleichem Maße bewertet wie heute. Mittlerweile wird es von unserem Bildungssystem abverlangt, dass die Noten von vornherein stimmen. Ich habe hier bewusst in meinen Lehreinheiten einen Puffer eingebaut, indem ich beispielsweise Referate grundsätzlich nicht benote – und kann guten Gewissens behaupten, dass die Studierenden sich gerade deswegen trauen, in ihrer Themenwahl und methodischen Darstellung zu experimentieren.

Was nehmen Sie aus Ihrer Zeit als Professor in Benediktbeuern mit?

Eine große Zufriedenheit: Ich war und bin mit meiner Berufswahl wirklich glücklich. Als Professor für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit und für Pädagogik durfte ich immer wieder zeigen, wie sich theoretisches Wissen in praktische Handlung umsetzen lässt. So zum Beispiel in der Gesprächsführung mit anderen Menschen, in der es wichtig ist, andere Perspektiven einzunehmen, um aus einer, vielleicht auch festgefahrenen, Kommunikationssituation wieder herauszukommen. Nach wie vor habe ich eine große Freude an der Zusammenarbeit mit Studierenden. Hier war und ist es mir nach wie vor ein großes Anliegen, vorhandene Ressourcen – egal, welcher inhaltlichen Natur – zu aktivieren.

INKLUSIVE NACHMITTAGSBETREUUNG FÜR KINDER UND JUGENDLICHE MIT BEHINDERUNG AN SCHULEN

„INKLUSION MUSS NACH SCHULSCHLUSS NICHT AUFHÖREN“

Ende 2014 hat die KSFH, unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Andreas Kirchner, die vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration (StMAS) und dem Bezirk Oberbayern gemeinsam in Auftrag gegebene zweijährige wissenschaftliche Begleitforschung zum Modellprojekt ‚Inklusive Nachmittagsbetreuung für Kinder und Jugendliche mit Behinderung an Schulen‘ an der Grund- und Mittelschule Schrobenshauser Straße in München abgeschlossen. Hier die wichtigsten Ergebnisse der Studie.

Das Modellprojekt – eine Idee, viele Gesprächspartner

Die Grund- und Mittelschule an der Schrobenshauser Straße nehmen bereits seit mehreren Jahren Kinder mit Behinderung auf, darunter auch Jungen und Mädchen mit Beeinträchtigungen im Bereich geistiger Entwicklung. Beide Schulen haben in der Zwischenzeit das ‚Profil Inklusion‘ erhalten. Nach Unterrichtsende war dann allerdings auch Schluss mit der gemeinsam verbrachten Zeit – die Kinder mit Behinderung gingen zur Nachmittagsbetreuung in eine Heilpädagogische Tagesstätte (HPT), in der ausschließlich Kinder mit Beeinträchtigungen betreut werden. Durch die Initiative der Eltern der behinderten Grund- und Mittelschüler kam 2011 eine Änderung in Gang: Sowohl der Elternverein, der an der Grundschule die Mittagsbetreuung organisiert, als auch die IG Feuerwache, die Träger der Offenen Ganztagschule an

der Mittelschule ist, erklärten sich bereit, die Kinder mit Behinderung am Nachmittag mit zu betreuen.

Es folgten intensive Verhandlungen aller Beteiligten. Dazu gehörten neben den Eltern und den Verantwortlichen für die Nachmittagsbetreuung auch das Sozialministerium, das die Federführung und Koordination für den Gesamtprozess übernahm, sowie der Bezirk Oberbayern, der mit der so genannten Eingliederungshilfe über die Betreuung und Förderung sowie deren Finanzierung für Kinder mit Behinderung entscheidet. Das Kultusministerium nahm ebenfalls an den Gesprächen teil. Am Tisch saßen auch Vertreter des Heilpädagogischen Centrums Augustinum (HPCA), das die Partnerklasse stellte und bis dahin die Betreuung der Kinder in der HPT sicherte. Die Idee war, behinderte und nicht-behinderte Kinder, die am Vormittag im Unterricht in Partner- oder Tandem-



Fotos im Projektbericht: Christiane Schweigmann



klassen gemeinsam lernen, auch am Nachmittag am Schulstandort gemeinsam zu betreuen und zu fördern. Diese inklusive Nachmittagsbetreuung ist nun seit mehr als zwei Jahren als Modellprojekt umgesetzt. Die Kinder und Jugendlichen der Grund- und Mittelschule sind seither auch über den Unterricht hinaus zusammen. Sie essen gemeinsam, kümmern sich um ihre Hausaufgaben, erhalten heilpädagogische Förderung und verbringen ihre freie Zeit gemeinsam – beim Spielen, beim Sport oder beim Treff im Schüler-Café.

Die zusätzlichen Betreuungs- und Förderleistungen für die Kinder mit Behinderung werden von einer Heilpädagogin und einem Kinderpfleger erbracht. Beide Kräfte sowie zusätzlicher Sach- und Verwaltungsaufwand werden über Leistungsvereinbarungen mit dem Bezirk Oberbayern nach § 54 ff SGB XII und mit dem Jugendamt der Stadt München nach § 35a SGB VIII finanziert. Auch für Kinder mit einer seelischen Behinderung (SGB VIII, § 35a) kann die inklusive Mittagsbetreuung eine Alternative zu Hort oder Heilpädagogischer Tagesstätte sein: In der Mittagsbetreuung an der Grundschule wird inzwischen die Betreuung für eines der Kinder über das zuständige Jugendamt finanziert. Das Heilpädagogische Centrum Augustinum stellt das heilpädagogische Personal zur

Verfügung. In der Grundschule werden die grundlegenden Kosten für die Betreuung der Kinder am Nachmittag durch monatliche Elternbeiträge und die Zuschüsse der Stadt München sowie des Freistaats Bayern gedeckt. Die Finanzierung der Offenen Ganztagschule an der Mittelschule erfolgt über den Freistaat Bayern.

Die inklusive Nachmittagsbetreuung funktioniert: alle Kinder profitieren

Neben der Bereitschaft aller beteiligten Institutionen sind dafür bestimmte strukturelle Rahmenbedingungen notwendig, so das Fazit der KSFH, die das inklusive Modellprojekt der Grund- und Mittelschule an der Schrobenshausener Straße in München wissenschaftlich betreut hat. Ziel war es zu überprüfen, ob das Modellprojekt die Ziele der Inklusion erreichen kann, die individuelle Förderung der Kinder mit Behinderung gewährleistet und ob es auf weitere Schulen in Bayern übertragbar ist. Die Ergebnisse sind ermutigend, wie Auszüge des Abschlussberichtes verdeutlichen. Im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention stellt die Teilhabe an der inklusiven Nachmittagsbetreuung eine wirksame und individuell angepasste Unterstützungsmaßnahme im sozialen Umfeld der Schule dar, mit der die schulische und soziale Entwick-

lung der Kinder mit Behinderung gefördert wird (UN-BRK, 2010, Art. 24, 2e). Das Modellprojekt weist damit einen Weg und zeigt konkrete Möglichkeiten auf, wie inklusive Strukturen gestaltet werden können, welche Effekte bei den Beteiligten möglich sind und welche Rahmenbedingungen dazu benötigt werden. Die Übertragbarkeit auf andere Standorte ist grundsätzlich möglich und empfehlenswert.

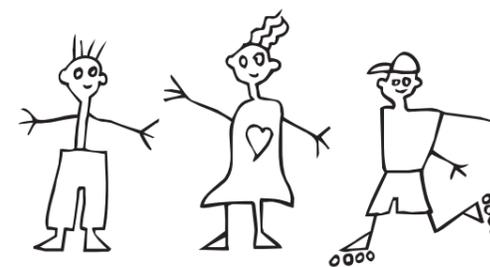
Gefördert-werden und Gefördert-sein in der inklusiven Nachmittagsbetreuung ermöglichen kontinuierliches Wachstum für alle Kinder

Durch die Möglichkeit, sich zu begegnen, gemeinsam den Gruppenalltag zu meistern, miteinander zu lernen und täglich einen Teil der Freizeit miteinander zu verbringen, bietet die inklusive Nachmittagsbetreuung individuelle Förder- und Entwicklungsmöglichkeiten für alle Kinder. Förderung besteht im inklusiven Setting also nicht nur in der explizit heilpädagogischen Förderung, sondern gerade darin, dass die Kinder gefordert sind, das gemeinsame An- und Miteinander mit den anderen Kindern im Alltag zu bewältigen. Im Projektverlauf entwickelten die Kinder mit Behinderung ein hohes Maß an Zugehörigkeitsgefühl und Wohlbefinden, das sie durch ihr Interesse am gemeinschaftlichen Geschehen und ihr Engagement innerhalb der Gruppe zum Ausdruck brachten. Auch die Kinder ohne Behinderung wachsen an den inklusiven Interaktionen. Sie erleben Vielfalt mehr und mehr als Normalität, die es jedoch erforderlich macht, dem anderen achtsam zu begegnen und sich gelegentlich in Geduld zu üben. Sie lernen zunehmend, die eigenen Grenzen wahrzunehmen, diese klar zu formulieren und dem anderen mitzuteilen. Die Kinder erleben, dass alle Kinder – auch die mit Behinderung – individuelle Stärken und Kompetenzen besitzen, die in einer heterogenen Gemeinschaft auf vielfache Weise zum Ausdruck kommen und von denen alle Mitglieder der inklusiven Gemeinschaft profitieren.

Achtsamkeit für Gleichheit und besondere Bedürfnisse sind wesentliche Anforderungen für die inklusive Betreuung

Ausschlaggebend für die gelingende Umsetzung des inklusiven Modellprojekts ist die Haltung der Fachkräfte bzw. des Betreuungspersonals. Eine gelingende Inklusion als gegenseitiges Für-einander-relevant-halten von sozialen Zusammenhängen und Individuen beruht im beobachteten Modellprojekt weniger auf einer auf Inklusion spezialisierten Fachlichkeit, sondern vielmehr auf der bejahenden, engagierten und wohlwollenden Haltung, das Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung zu verwirklichen. Hierzu bedarf es einer Orientierung an grundlegenden Handlungs- bzw. Haltungsmaximen pädagogischer Arbeit wie Wohlwollen, Empathie, Kongruenz, Offenheit etc. Darüber hinaus braucht es in besonderer Hinsicht Achtsamkeit: Zum einen Achtsamkeit für Gleichbehandlung (im Sinne gleicher Regeln für alle Kinder; einem gleichberechtigten Einbezug in Abläufe wie Mittagessen, Aktionen etc.; gleicher Anforderungen wie Hausaufgaben; gleicher Aufmerksamkeit für Bedürfnisse etc.). Zum anderen braucht es Aufmerksamkeit für die besonderen Bedürfnisse der Kinder mit Behinderung. Das praktische Ausbalancieren dieser Ambivalenz zwischen der Aufmerksamkeit für das Erzeugen von Gleichheit und der Aufmerksamkeit für die besonderen Bedürfnisse der Kinder mit Behinderung stellt die zentrale praktische Herausforderung für die Betreuungskräfte dar.

In der Kompetenz-Trias von Wissen-Können-Haltung wird insbesondere für die fördernde Betreuung von Kindern mit Behinderung zudem spezifisches Fachwissen benötigt (z. B. hinsichtlich unterschiedlichen Behinderungsformen, Ausprägungen, individualisierenden Fördermöglichkeiten etc.), welches im Modellprojekt sinnvoll durch die heilpädagogische Förderung integriert ist. Das pädagogische Können in der inklusiven Nachmittagsbetreuung liegt letztlich darin, auf Grundlage ‚basaler‘ pädagogischer Fertigkeiten das spezifische Wissen (Umgang mit Vielfalt, heilpädago-



gische Aspekte) und die Haltung der Achtsamkeit für Gleichbehandlung und besondere Bedürfnisse in der konkreten Praxis zu verschränken. In dieser Hinsicht ist insbesondere auf Ebene der pädagogischen Praxis erkennbar, dass der Einstieg in die inklusive Betreuung zuvorderst kein spezielles Betreuungskonzept braucht.

Inklusive Nachmittagsbetreuung in der Gruppe und in der offenen Betreuungsstruktur

Als ein zentraler Befund der wissenschaftlichen Begleitung geht hervor, dass ein deutlicher Unterschied zwischen den inklusiven Beziehungen und Interaktionen der Grund- und Mittelschulkindern besteht. Neben dem Alter der Kinder wird diese Entwicklung möglicherweise auch durch die strukturellen Bedingungen beeinflusst. Die Kinder der Mittelschule bilden in der offenen Betreuungsstruktur vermehrt kleine Peergruppen bzw. Cliquen, die zwar bei Bedarf mit den anderen Kleingruppen in Kontakt treten, jedoch keine regelmäßigen und intensiven Beziehungen zueinander unterhalten. Demgegenüber unterstützt die feste Gruppenstruktur die Bildung einer inklusiven Gemeinschaft in der Mittagsbetreuung der Grundschule, wodurch die Bildung ‚inklusive‘ Freundschaften begünstigt wird. Jedoch sind auch offene Betreuungsstrukturen im Grundschulalter denkbar, wie bereits positive Erfahrungen im Bereich Kindertagesstätten zeigen.

Inklusive Betreuungsqualität braucht heilpädagogische Förderung im Gruppenkontext

Das inklusive Fördersetting verlangt ein Verständnis dafür, dass geradezu der inklusive Gruppenkontext selbst ein ganzheitliches Wachstum der Kinder mit geistiger Behinderung ermöglicht. Demnach wurde im Projektverlauf zunehmend deutlich, dass insbesondere im Rahmen der heilpädagogischen Förderung neben der Individualförderung ein weiterer Schwerpunkt auf der Begleitung und Förderung des Gruppenkontextes liegen muss. Nicht vergessen werden darf, dass eine heilpädagogische Förderung auch in inklusiven Settings

Räume braucht. Eine regelmäßige Individualförderung oder Förderung in inklusiven Kleingruppen setzt voraus, dass die Rahmenbedingungen dies vorsehen und berücksichtigen. In der Umsetzung bedeutet dies, dass für die Arbeit des Heilpädagogen möglichst ein eigener Raum an der Schule zur Verfügung gestellt werden muss, der mit entsprechenden heilpädagogischen Fördermaterialien ausgestattet werden kann.

Das Modellprojekt berücksichtigt die Wünsche der Eltern von Kindern mit geistiger Behinderung, die sich für ein inklusives Bildungs- und Betreuungsmodell entscheiden

Die wissenschaftliche Begleitforschung zeigt auf, dass sich die Motive der in diesem Modellprojekt befragten Eltern von Kindern mit geistiger Behinderung in zwei Kategorien fassen lassen: Die befragten Eltern erwarteten neben einer kontinuierlichen kognitiven Leistungsförderung vor allem auch ein hohes Maß an Leistungsförderung. Ein zentrales Entscheidungskriterium für die inklusive Nachmittagsbetreuung ist daher das Angebot einer Hausaufgabenbetreuung. Ein weiteres Entscheidungskriterium für ein inklusives Bildungs- und Betreuungsmodell ist der Wunsch der befragten Eltern von Kindern mit Behinderung nach gesellschaftlicher Teilhabe. Die Eltern wünschen sich für ihre Kinder den täglichen und alltäglichen Kontakt mit Gleichaltrigen, damit sich die Kluft zwischen Kindern mit und ohne Behinderung verringert. Die täglichen inklusiven Interaktionen und vielfältigen Begegnungen sehen die befragten Eltern als große Chance für alle Kinder, Heterogenität und Diversität innerhalb der Gesellschaft als Normalität erlebbar und damit erlernbar zu machen.

ARBEIT MIT MÄNNLICHEN BEZUGSPERSONEN VON KINDERN MIT BEHINDERUNG

HANDELN STATT REDEN: VÄTER VON KINDERN MIT BEHINDERUNG BRAUCHEN EIGENE ANGEBOTS-STRUKTUREN

Väter von Kindern mit Behinderung sind bislang wenig im Fokus von Einrichtungen der Behindertenhilfe. Die Angebote, die es gibt, um die Eltern in ihrer spezifischen Situation zu unterstützen, richten sich in erster Linie an die Mütter. Diese Lücke sollte mit dem zweijährigen Forschungsprojekt ‚Arbeit mit männlichen Bezugspersonen von Kindern mit Behinderung‘ geschlossen werden, das im September 2012 an der Bildungs- und Erholungsstätte Langau (Landkreis Weilheim-Schongau) startete. Finanziert durch das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen baut das Projekt auf Erfahrungen mit Elternarbeit im Bereich der Frühförderung auf. Ziel des Projekts war es, in Kooperation mit Einrichtungen vor Ort passgenaue Angebote für Väter zu entwickeln, zu evaluieren und die Befunde der Fachöffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Prof. Dr. Luise Behringer übernahm seitens der KSFH die wissenschaftliche Begleitforschung.

Forschungen zu Eltern bzw. Familien mit Kindern mit Behinderung beziehen sich bisher vor allem auf die Situation der Mütter. Sie sind es, die als Hauptbezugs- und Pflegepersonen ihrer Kinder im Mittelpunkt des Interesses stehen, wenn es um Belastungen und Bewältigung sowie Unterstützung im Alltag geht. In den letzten Jahrzehnten ist in den Familien jedoch – und das gilt auch für Eltern, die ein Kind oder Kinder mit Behinderung haben – eine Menge in Bewegung geraten und es ist für viele Mütter eben nicht mehr selbstverständlich, ihre Berufstätigkeit über Jahre zurück zu stellen und in der Erziehung ihrer Kinder aufzugehen. Wie der Familienreport des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) bestätigt, wird die Zahl der Paare, die in einer traditionellen Rollenverteilung leben – der Mann ist erwerbstätig und verdient den Unterhalt, die Frau ist Hausfrau und betreut die Kinder – zusehends kleiner. Vielmehr wünschen sich mittlerweile mehr und mehr Väter die

aktivere Mitwirkung an der Kinderfürsorge, und das auch im Sinne der körperlichen und emotionalen Versorgung (Betreuung, Erziehung und Bildung). Sie signalisieren die Bereitschaft, beruflich zeitweise zurückzutreten. Gleichzeitig sehen sie sich aber auch weiterhin als Hauptverdiener, um ihrer Familie einen guten Lebensstandard zu ermöglichen.

Väter sind heute eindeutig sichtbarer und aktiver, wenn es darum geht, für das eigene Kind da zu sein. Doch im Gegensatz zur Mama, wendet sich der Papa eben nicht gerne nach außen, wenn es um Gefühle geht. Väter von Kindern mit Behinderung sind zunächst einmal Männer, sprich sie denken, fühlen und handeln, wie dies Männer nun mal tun. Während Mütter aktiv nach Gesprächen suchen, meiden Väter oftmals den intensiveren Austausch mit den Fachleuten, Verwandten oder Freunden und erfahren dadurch weniger emotionale sowie soziale Unterstützung. Da das Leben mit einem behinderten Kind von den Eltern aber oft als eine permanente Herausforderung beschrieben wird, sind Angebote für Väter – in denen sie Gesprächsmöglichkeiten finden, ohne unangenehme Fragen nach Schwächen oder Problemen befürchten zu müssen – dringend erforderlich. Allerdings, und das lässt sich aus verschiedenen Befunden zur Väterarbeit ableiten, brauchen Väterangebote eine spezielle Struktur.

Väterangebote brauchen eine andere Struktur

Frühförderung hat in der Langau eine lange Tradition. Um allerdings eine möglichst breite Streuung bezüglich des Alters der Kinder, der unterschiedlichen Behinderungen und des Sozialraums zu erreichen, wurden – über die Bildungs- und Erholungsstätte Langau hinaus – der Bunte Kreis Augsburg e.V., das Sozialpädiatrische Zentrum in Garmisch-Partenkirchen (SPZ) sowie die Heilpädagogische Tagesstätte der Lebenshilfe in Starnberg zu einer Zusammenarbeit angefragt. Zeitgleich startete die wissenschaftliche Begleitung, die in Kooperation der KSFH-Abteilung Benediktbeuern mit dem Institut für Praxisforschung und



Inklusion braucht Bereitschaft zur Zusammenarbeit

„Insgesamt lässt sich feststellen, dass alle beteiligten Institutionen über ihre Behördengrenzen hinweg große Bereitschaft zur Kooperation zeigen“, so Prof. Kirchner. Das Projekt und damit das Thema Inklusion werden wirklich ernst genommen. Das Ziel aller ist es, die Wahlmöglichkeiten für die betroffenen Familien zu erweitern und das Engagement der Eltern, das bislang noch in großem Umfang notwendig ist, durch das neu entwickelte Konzept möglichst gering zu halten. Der Erfolg des Modellprojektes hängt grundlegend an der Bereitschaft aller Beteiligten zur Zusammenarbeit, am kollegialen Austausch auf fachlicher Ebene und an der dialogorientierten Kooperation mit den Eltern. In dieser Hinsicht muss Inklusion als kooperative Querschnittsaufgabe begriffen werden, deren gelingende Praxis letztlich von der Kooperation der beteiligten Akteure abhängt, die Teilhabe von Menschen mit und ohne Behinderung im sozialen Miteinander zu verwirklichen.

Beitrag: Friedrich Loder, StMAS, Referat IV 4 – Teilhabe von Menschen mit Behinderung am gesellschaftlichen Leben, absolvierte den Weiterbildungsmaster Soziale Arbeit an der KSFH

Die inklusive Nachmittagsbetreuung braucht Voraussetzungen

Die Einrichtung einer inklusiven Nachmittagsbetreuung hängt maßgeblich ab

- vom Wunsch, der Bereitschaft und der bewussten Entscheidung der Eltern, ihr Kind in inklusiver Form an einer ‚regulären‘ Schule unterrichten und am Nachmittag in inklusiver Form betreuen zu lassen;
- von der Bereitschaft der Schule, Kinder mit unterschiedlichen Behinderungsformen zu unterrichten;
- von der Existenz einer Mittagsbetreuung bzw. einer Offenen Ganztageschule und ihrer Bereitschaft zur Aufnahme von Kindern mit Behinderung;
- von der Bereitschaft zum Abschluss einer Leistungsvereinbarung nach § 54 ff SGB XII mit dem zuständigen Bezirk

bzw. nach § 35a SGB VIII mit dem zuständigen Jugendamt für ausreichende personelle und finanzielle Ressourcen (u. a. für Elterngespräche, erhöhte Anforderungen der Teamarbeit, Supervision);

- von einer Mindestanzahl von ca. 6–7 geförderten Kindern mit Behinderung, um das zusätzliche Fachpersonal (Kinderpfleger, Heilpädagogen) finanzieren und bereithalten zu können;
- ggf. von der Unterstützung der HPT und der Heimatschule der Partnerklasse bzw. dem Träger dieser Einrichtungen (u. a. Beratung, Fachpersonal) und
- von geeigneten Räumen für heilpädagogische Einzelförderung und Lager für Förder- und Gruppenmaterialien.



Fotos im Projektbericht: Daniel Wilms

Projektberatung München (IPP) durchgeführt wurde. Die wissenschaftliche Begleitung umfasste die Beratung des Projektleiters sowie seiner Kooperationspartner, qualitative Interviews mit Vätern in Form von teilstandardisierten Interviews zu unterschiedlichen Projektzeitpunkten, teilnehmende Beobachtung und Gruppendiskussionen bei ausgewählten Veranstaltungen sowie qualitative Interviews mit beteiligten Fachkräften und dem Projektleiter. Zu Beginn des Projekts fanden qualitative Interviews mit Vätern statt, um empirisch gestützte Hinweise und Kriterien zu finden, aus denen sich wiederum Empfehlungen für die Entwicklung und Durchführung von Vätereinrichtungen ableiten lassen. Die Väter von Kindern mit Behinderung, so zeigte es sich, haben großes Interesse am Austausch mit anderen Vätern. Allerdings sollten hierfür keine klassischen Gesprächsrunden initiiert, sondern gemeinsame Aktionen gestartet werden, bei denen sich die Gespräche eher nebenbei entwickeln. Auch stehen sie Informationen zu Behinderungen, rechtlichen Gegebenheiten sowie Möglichkeiten der Betreuung, Beschulung und Unterbringung ihrer Kinder sehr offen gegenüber. Gesprächskreise zu bestimmten Themen sind zwar vorstellbar, gezielte problemorientierte (Selbsterfahrungs-) Angebote stoßen jedoch auf Ablehnung. Insgesamt wurde bei den Interviews eine Tendenz zu Veranstaltungen mit den Kindern deutlich. In einem anschließenden Workshop mit den projektbeteiligten Einrichtungen wurde hervorgehoben, welche wichtige Rolle Väter zum Beispiel in der Diagnostik, der Entwicklung des Kindes sowie in der Entlastung im Familienalltag einnehmen. Dennoch, so die mehrheitliche Aussage der Fachkräfte, lassen sich die Väter im Rahmen der bisherigen Strukturen nicht oder kaum erreichen. Noch immer sind es in der Hauptsache die Mütter, mit denen die Einrichtungen in Verbindung stehen, wenn es um die Einschätzung der Situation des Kindes geht.

Auf Basis der ausgewerteten Interviews wurden in den drei Kooperationseinrichtungen verschiedene Veranstaltungen durchgeführt und evaluiert. Der Bunte

Kreis Augsburg bot Familienwanderungen mit Alpakas, Pferden und Hunden an und organisierte Arbeitseinsätze für Väter im Therapiezentrum Ziegelhof. Das SPZ veranstaltete einen Grillabend für Väter und lud beide Elternteile zum Informationsabend „Recht so!“ ein, bei dem es um rechtliche Ansprüche auf Hilfen in Kindergarten und Schulen ging. In der Heilpädagogischen Tagesstätte Starnberg konnten Väter und Kinder gemeinsam an Erlebnismittagen oder Indoor-Spielnachmittagen teilnehmen, in der Langau fanden Herbstwanderungen und Rodelnachmittage statt. Aus den Angeboten und deren Evaluation lassen sich folgende Ergebnisse und Empfehlungen ableiten:

Der Bedarf orientiert sich an den Vätern, nicht an der Einrichtung

Ort und Dauer der Angebote für Väter bemessen sich an deren Bedürfnissen und sollten mit ihnen abgesprochen werden. Dafür ist es hilfreich, die (organisatorischen) Wünsche und Anforderungen bereits im Vorfeld zu benennen und die Ziele inhaltlich wie zeitlich mit den Vätern abzustimmen, wie z. B. Wissensvermittlung, Erfahrungsaustausch, Beziehung zum Kind, Freizeitgestaltung, am Wochenende, während der Woche etc. Generell sollte die Partizipation der Väter ein übergreifendes Ziel bei der Planung und letztlich auch bei der Gestaltung von Gruppenangeboten sein.

Väter machen sehr gerne etwas mit ihrer Familie

Veranstaltungen, die von der Familie gemeinsam genutzt werden, sind für Väter vor allem deshalb attraktiv, weil ihnen neben Beruf und alltäglicher Belastung vergleichsweise wenig Zeit für gemeinsame Freizeitaktivitäten bleibt. Ein Angebot für die ganze Familie ist da grundsätzlich willkommen. So können die Väter ihren Kindern etwas anbieten, was denen Freude macht. In diesem organisierten Angebot haben die Väter auch die Gelegenheit, andere Familien kennenzulernen. Durch den gemeinsamen Erfahrungshintergrund,

ein behindertes Kind zu haben, wird dabei eine Kommunikationsebene hergestellt, die keine Erklärungen braucht. Fragen nach den Behinderungen der Kinder, ihrem Entwicklungsstand und den daraus resultierenden Alltagsgestaltungen sind legitim und naheliegend. Bei der Familienwanderung des Bunten Kreises Augsburg unterhielten sich die Väter bald sehr angeregt und tauschten Erfahrungen aus, den Gesprächseinstieg bildeten die Kinder. Darüber hinaus ergeben sich so auch Gesprächsmöglichkeiten zwischen Vätern und Fachkräften. Auf die Rollendefinition Väter als Ratsuchende und Fachkräfte als Expertinnen und Experten kann hier weitgehend verzichtet werden. Die Frage nach dem Befinden der Kinder erfolgt nicht in einem ‚diagnostischen‘ Kontext, sondern eher wie in einem sozialen Netzwerk.

Väter haben ihre Kinder gerne dabei

„Wenn ich schon die ganze Woche (...) unterwegs bin, will ich wenigstens am Wochenende Zeit mit meinem Kind verbringen.“ (Vater in Augsburg)

Väter wollen aktiv am Leben ihrer Kinder teilhaben und Zeit mit ihnen verbringen. Hier unterscheiden sich Väter von Kindern mit Behinderung nicht von anderen Vätern. So ist es auch nicht überraschend, dass Vater-Kind-Veranstaltungen erheblich mehr Zulauf fanden als Veranstaltungen, die ausschließlich für Väter konzipiert waren. Väter genießen die Zeit mit ihren Kindern – wobei hier auch die Orte der Veranstaltung eine wichtige Rolle spielen. Es ist entspannter, wenn der Ort entsprechend der besonderen Bedürfnisse von einem Kind mit Behinderung gewählt ist: „Hier kann mein Kind sein wie es ist“, sagte ein Vater in Starnberg. Da sich alle Väter in der gleichen Situation befinden, stören auch Kinder mit auffälligem Verhalten nicht weiter. Soll eine Veranstaltung für alle Seiten entspannt verlaufen, sind spezifische Anforderungen, die sich durch die Behinderung der Kinder ergeben, wie Barrierefreiheit oder eine ‚weglaufsichere‘ Umgebung, zu beachten.



Väter handeln lieber und kommen dabei ins Gespräch

„Das Letzte, was ich in dem Moment gebraucht hätte, wäre Psychogelaber.“

Dieses prägnante Zitat fiel interessanterweise unabhängig an allen Standorten des Projekts. Auch in den Interviews kamen Väter auf Gesprächsangebote zu sprechen, die in diese Richtung gingen und von denen sie überhaupt nicht angetan waren, sondern eher abgeschreckt wurden. Das heißt nicht, dass sich Väter Gesprächen über Gefühle, Ängste und Sorgen grundsätzlich verweigern, aber wie bereits in der Literatur sowie den Vorinterviews deutlich wurde, zeigen Männer ein größeres Interesse an handlungsorientierten Angeboten. Gespräche entstehen häufig ‚nebenbei‘, beim gemeinsamen Tun. Hier haben sich insbesondere Wanderungen oder gemeinsame Projektarbeiten als sehr hilfreich erwiesen. Oft braucht es nur die Organisation dieser gemeinsamen Plattformen, der weitere Austausch entsteht ohne weitere Interventionen. Kennen sich die Väter bereits besser, gewinnt der Austausch erfahrungsgemäß auch schnell an inhaltlicher Tiefe.

Ohne die Mütter geht nichts

Frauen reagieren unterschiedlich auf Vater-Kind-Angebote. So kam es beispielsweise vor, dass Frauen ihre Männer ohne deren Wissen zur Veranstaltung anmelden wollten. Manche wiederum wollten die Teilnahme aus Sorge um das Wohlergehen des Kindes sowie einer Überforderung des Vaters verhindern. Ferner gab es auch Mütter, die bei den zuständigen Fachkräften anriefen

und darum baten, ihren Mann mit dem gemeinsamen Kind zu unterstützen. Für die Motivation eines Mannes ist es wichtig, dass seine Partnerin seine Teilnahme unterstützt, deswegen kann es auch sehr wichtig sein, Frauen in die Angebotsentwicklung einzubeziehen.

Väter brauchen andere Männer

Väter kommen über gemeinsame Aktionen schnell in Kontakt und in einen intensiven Austausch. Neben anderen Vätern in der Gruppe ist ein männlicher Ansprechpartner, der die Vätereinrichtungen initiiert und begleitet, mit seinem Methodeninventar unterstützt und für Gespräche zur Verfügung steht, unverzichtbar. In der Langau hat sich beispielsweise die Einrichtung eines ‚Väterreferenten‘ mittlerweile als unverzichtbar herauskristallisiert.

Projektfazit

Auch, wenn sich Rollenmodelle in Familien verändern und Väter von Kindern mit Behinderung sich stärker an familialen Aktivitäten beteiligen, sind sie immer noch wenig präsent an den Orten, an denen sich ihre Kinder aufhalten bzw. an denen sie therapeutisch und pädagogisch betreut werden. Es ist noch lange keine Selbstverständlichkeit, dass sie aktiv das Gespräch mit Professionellen oder anderen betroffenen Eltern wahrnehmen. Gleichzeitig zeigte sich im Projektverlauf aber ganz deutlich, dass Väter an einem Austausch großes Interesse haben. Deshalb ist es ein gangbarer Weg, sie in ihren Interessen und Kompetenzen anzusprechen – und diese liegen ganz klar im Handeln, nicht im Reden. Dafür bedarf

es allerdings zusätzlicher Angebote, denn die Abläufe in den Einrichtungen sind auf das Gespräch ausgerichtet. Aufgrund beruflicher Zeitstrukturen können Väter an den Angeboten, die zu den regulären Öffnungszeiten stattfinden, oft nicht teilnehmen. Die Realisierung von Vätereinrichtungen bedarf also zunächst zeitlicher Ressourcen, die in Zeiten des Refinanzierungsdrucks immer weniger gegeben sind. Doch ist diese Zeit eine gut investierte Zeit, will man die Bedeutung der Väter zum Wohle der Kinder nutzen.

Neben der zeitlichen Herausforderung steht eine weitere an, die als erste bewältigt werden sollte. In den meist weiblich dominierten Institutionen herrscht nicht selten ein negatives und defizitorientiertes Männerbild vor. Um Väter zu erreichen, sollte diese Haltung reflektiert werden, denn auch, wenn die zeitlichen Ressourcen für die Familie beschränkt sind, zeigen Väter eine hohe Bereitschaft, aktiv Fürsorgeaufgaben zu übernehmen und sich an der Pflege und Versorgung ihres Kindes zu beteiligen.

Das Forschungsprojekt wird in seinem Praxisteil um zwei weitere Jahre verlängert. Die KSFH wird in der wissenschaftlichen Begleitforschung durch Prof. Behringer um ein halbes Jahr weiterfinanziert, um den Projektabschluss zu begleiten und zu evaluieren.

Beitrag: Prof. Dr. Luise Behringer

INHALTLICHE UND STRUKTURELLE EVALUATION DER MODELLSTUDIENGÄNGE ZUR WEITERENTWICKLUNG DER PFLEGE- UND GESUNDHEITSFACHBERUFE IN NORDRHEIN-WESTFALEN

RÜCKENWIND FÜR DIE AKADEMISIERUNG DER PFLEGE- UND GESUNDHEITSBERUFE

Welchen Mehrwert bringt die akademische Ausbildung, wenn es um die Weiterentwicklung von Pflege- und Gesundheitsberufen geht? Um dieser Fragestellung nachzugehen, wurden in Nordrhein-Westfalen über einen Zeitraum von zwei Jahren elf Modellstudiengänge in der Physio- und Ergotherapie, Logopädie, Hebammenkunde und in der Pflege evaluiert. Die Evaluation, die nach den Richtlinien des Bundesministeriums für Gesundheit (BMG) erfolgte, wurde gemeinsam vom Institut für Public Health und Pflegeforschung (IPP) – das an die Universität Bremen angegliedert ist – und der KSFH durchgeführt. Prof. Dr. Bernd Reuschenbach übernahm in diesem Forschungsprojekt die Kompetenzdiagnostik und zeigte auf, inwiefern die Modellstudiengänge das Wissen und Handeln in der Pflege-Praxis beeinflussen.

In Nordrhein-Westfalen wurden an sieben verschiedenen Hochschulen Modellstudiengänge mit befristeter Laufzeit eingeführt. Die Studienangebote, die vom Bachelor in Gesundheits- und Krankenpflege, über Hebammenkunde bis zu Therapie- und Gesundheitsmanagement reichen, wurden von März 2012 bis Dezember 2014 im Rahmen eines breitangelegten Evaluationsprojekts auf Relevanz überprüft. Zeichnet sich ein signifikanter Mehrwert für die Pflege- und Gesundheitspraxis ab? „Die Studie belegt eindeutig, dass eine hochschulische Erstausbildung positiv auf die Kompetenzentwicklung wirkt“, resümiert Prof. Reuschenbach. „Je mehr Personen mit Bachelorabschluss in der Pflege und in den Gesundheitsberufen arbeiten, desto höher ist die Versorgungsqualität.“ Anhand der Kompetenzmessung konnte nachgewiesen werden, dass die Absolventinnen und Absolventen einer hochschulischen Erstausbildung – eines Studiums, das an das Abitur anschließt und die Erstausbildung (Pflegeexamen) und Studium miteinander verbindet – über erweiterte Kompetenzen verfügen als die Fachkräfte, die sich rein beruflich ausbilden lassen. So konnten die Studienabgänger beispielsweise wissenschaftliche Erkenntnisse leichter in der Praxis anwenden, ihre Reflexion von Praxis-situationen ist differenzierter, sie tragen aktiver zur Weiterentwicklung ihrer eigenen Profession bei und vernetzen sich schneller interprofessionell. Zur Erhebung der Daten wurden qualitative Interviews mit den HochschulabsolventInnen zur Selbsteinschätzung ihrer Kompetenzen durchgeführt, parallel wurden Praktikerinnen und Praktiker nach deren Fremdeinschätzung befragt. Zudem lieferte eine international-systematische Literatur- und Internet-recherche relevante Ergebnisse.

Studiengänge sollten die Regel werden

Die Ergebnisse dokumentieren eindeutig, wie wichtig es ist, Fachkräfte im Praxisteam zu haben, die einen Hochschulabschluss mitbringen. Erst ein entsprechender Qualifikationsmix trägt dazu bei, die Qualität der Patientenversorgung

deutlich zu verbessern. Vor diesem Hintergrund kommen die beiden Projektpartner IPP und KSFH zu der Empfehlung, die hochschulische Erstausbildung in der Pflege, der Hebammenkunde und den therapeutischen Gesundheitsfachberufen in den Regelbetrieb zu überführen und entsprechende Studiengänge auszubauen.

Mit der Einführung grundständiger Studiengänge müsse allerdings auch die gesetzliche Festlegung einhergehen. Bestehende Berufsgesetze sollten um entsprechende Regelungen für die akademische Ausbildung ergänzt werden, die neben den Anforderungen an die berufliche Qualitätssicherung auch hochschulischen Standards, etwa bezogen auf Prüfungen und das für Hochschulen typische Selbstlernen, Rechnung tragen.

Hochschulisches Niveau für die Begleitung in der Praxis

Mit Blick auf die Potenziale in der Kompetenzvermittlung auf hochschulischem Niveau empfiehlt das Forschungsteam, berufsqualifizierende und praxisintegrierende Studienangebote zu entwickeln, bei denen die Ausbildung komplett in ein Studium überführt wird und die Hochschule für die Koordination und Begleitung der Praxisausbildung zuständig ist. Darüber hinaus sollte aber auch die Möglichkeit bestehen, Studiengänge in Kooperation mit Berufsfachschulen durchzuführen. Kommt eine Kooperation von Hochschule und Berufsfachschule zustande, dann werden bestimmte Qualitätsaspekte relevant: so sollten beispielsweise die Lerngruppen in den berufsfachschulisch organisierten Studienanteilen weitestgehend homogen sein, die Lehrenden sollten grundsätzlich einen Hochschulabschluss vorweisen können und die Lehr- bzw. Lernangebote sollten in enger Abstimmung von Hoch- und Berufsfachschule konzipiert und durchgeführt werden.

Auf dem Prüfstand: Die Integration der Praxiszeiten in das Studium

Bei der Analyse der Modellstudiengänge hinsichtlich der Umsetzung von berufsgesetzlich (unionsrechtlich) vorgesehenen

Ausbildungszeiten zeigte sich, dass es den therapeutischen Studiengängen bereits gelingt, die Praxisanteile in ein 6 – 7semestriges Studium zu integrieren. In den Bereichen der Pflege und Hebammenkunde hingegen muss geprüft werden, inwiefern und in welchen Teilen die Praxiszeiten (bis zu 3000 Stunden, je nach Ausbildung) im Studienverlauf angerechnet werden. Bis dato bilden sich Überhänge von 1300 – 1800 Stunden, die dem Workload der Studiengänge nicht zugerechnet werden. Die praxisintensive Ausbildung führt bei allen untersuchten Pflegestudiengängen und dem Hebammenstudiengang zu einer Studiendauer von acht Semestern. Um ein qualitativ hochwertiges Studium sicherzustellen, sollte die Studiendauer in der Pflege auch künftig nicht unter acht Semester liegen. In der Hebammenkunde könnte bei einer erheblichen Reduktion der Praxiszeiten ggf. auch ein siebensemestriges Studium konzipiert werden. Um sicher zu stellen, dass berufspraktische Kompetenzen auf hochschulischem Niveau vermittelt werden, empfehlen sich verbindliche Kriterien für die Praxisausbildung. Per (Berufs-)Gesetz sollte die Qualifizierung der Praxisanleitenden auf Bachelor-niveau gelten. Wichtig sei auch, Hochschullehrende intensiver als bisher an der praktischen Ausbildung zu beteiligen – etwa durch die Einrichtung von klinischen Professorinnen und Professoren. Weiter empfehlen die Experten in der Pflege und der Hebammenkunde eine Modellklausel zur Erprobung und Evaluation eines Studiums ohne Ausbildungsverhältnis. Schließlich sollten von politischer Seite auf EU-Ebene Initiativen zur Änderung der unionsrechtlichen Vorgaben für die Pflege und die Hebammenkunde ergriffen werden, mit dem Ziel, das Lernen durch die Reflexion von Arbeitserfahrungen (arbeitsverbundenes Lernen) und das Lernen in simulierten Arbeitsumgebungen (arbeitsorientiertes Lernen) anteilig auf die praktischen Studienzeiten anrechnen zu können.

Um die Modellstudiengänge in den Regelbetrieb der Hochschulen zu

überführen, hat sich in Nordrhein-Westfalen ein Fachbeirat aus verschiedenen Organisationen und Fachverbänden gebildet. So unterstützt beispielsweise auch die Ärztekammer Nordrhein die Weiterführung der Studienangebote. „Hier bläst mittlerweile tatsächlich ein starker Rückenwind für die Akademisierung im Bereich von Pflege und Gesundheit“, sagt Prof. Reuschenbach, „daran nehmen sich die anderen Bundesländer hoffentlich ein Beispiel.“

Beitrag: Prof. Dr. Ingrid Darmann-Finck (Universität Bremen), Sibylle Thiede



Foto: panthermedia.com

QUALITÄTSOFFENSIVE STATIONÄRE ALTENPFLEGE/PRIMARY NURSING

PRIMARY NURSING IN DER LANGZEITPFLEGE:
QUALITÄTSVERBESSERUNG UND EINBINDUNG
AKADEMISCHER PFLEGEFACHKRÄFTE

Im Unterschied zu Primary Nursing orientiert sich die Pflege in Deutschland derzeit noch überwiegend an den Modellen der Funktionspflege, bei der Pflegeprozesse in Einzeltätigkeiten ‚zerlegt‘ und auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verteilt werden, oder der Bereichspflege, bei der jede Pflegekraft jeweils für die Dauer einer Schicht die Verantwortung für eine Bewohnergruppe übernimmt. Mit dem Forschungsprojekt ‚Qualitätsoffensive stationäre Altenpflege/Primary Nursing‘, das von der Landeshauptstadt München initiiert und von der KSFH unter der Leitung von Prof. em. Dr. a.D. Johannes Kemser und Prof. Dr. Andrea Kerres pflegewissenschaftlich begleitet wird, soll herausgestellt werden, inwiefern sich die Qualität in der Pflege durch Primary Nursing verbessert und warum hier vor allem akademische Pflegefachkräfte gefordert sind.

Foto: photocase.com, waag66



Zwei Münchner Pflegeeinrichtungen erproben in den kommenden drei Jahren (von 2015 – 2018) das aus den USA stammende Konzept ‚Primary Nursing‘ (PN), bei dem eine Pflegefachkraft die umfassende Verantwortung für die Pflege einer begrenzten Bewohnergruppe übernimmt – mit dem Ziel einer möglichst ganzheitlichen Versorgung. Das Konzept bietet zum einen die Chance, die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner und die Anliegen der Angehörigen in stärkerem Maße zu berücksichtigen. Zum anderen kann die Einführung von Primary Nursing dazu beitragen, eine berufliche Perspektive für akademisch qualifizierte Pflegenden in Deutschland zu schaffen und die Attraktivität der Pflegeberufe zu erhöhen. Im Projekt-Mittelpunkt steht die wissenschaftliche

Begleitung des durch den Beschluss des Münchner Stadtrates formulierten Auftrags zur Evaluation von PN in den beiden Pflegeeinrichtungen. Hierbei geht es um die Frage, inwieweit die Langzeitpflege (hier: vollstationäre Pflegeeinrichtungen) durch eine veränderte Organisationsform, bei der beruflich Pflegenden mit einem akademischen Abschluss (B.A.) eingesetzt werden, in der Lage ist, sich neu und effektiver zu strukturieren, um letztlich Pflegebedürftige besser versorgen zu können. Primary Nursing versteht sich somit auch als ein Organisationsmodell für den Ablauf und die Verantwortlichkeiten in der Pflege. Hierbei ist eine Pflegekraft die Primary Nurse, die für alle Pflegeprozesse voll verantwortlich ist und die gesamte Pflegeeinsatzplanung übernimmt. Sie wird unterstützt durch eine Assistenzpflegekraft, die

Associated Nurse (Begleitpflegefachkraft) und die Assistant Nurse (Pflegehilfskraft). Die Projektleitung (Stadt München) wird von der KSFH bei der Erstellung eines Konzepts sowie in fachlichen Fragen zur Implementierung von Primary Nursing beraten. Darüber hinaus ist es die Aufgabe der Hochschule, die Implementation dieses Pflegesystems zu evaluieren. „Wir setzen hier sehr stark auf die Einbindung von Studierenden aus den beiden Pflegestudiengängen Pflege dual und Pflegepädagogik“, sagt Prof. Kemser, „denn letztlich sind die Absolventen des Studienganges Pflege dual auch die Zielgruppe, die das Projekt erreichen will.“ Akademische Pflegekräfte sollen in der Altenpflege in eine verantwortungsvolle Position einmünden, um die Ziele, die mit Primary Nursing verbunden sind, zu

erreichen. Die KSFH München legt in ihrem Studiengang Pflege dual den Schwerpunkt auf die Altenpflege. Daher kann diese Zielgruppe hier schon auf entsprechende Expertise in dem Bereich zurückgreifen, was die berufliche Einmündung in erheblichem Maße erleichtern dürfte. „Durch die aktive Beteiligung der Studierenden in diesem Projektmodul wird vonseiten der Hochschule schon frühzeitig Aufklärung und Mitgestaltung über diesen Einmündungsweg geleistet. Eine weitere Gruppe sind Studierende des Studienganges Pflegepädagogik. Sie sind am Puls der Zeit und, durch ihre abgeschlossene Berufsausbildung in der Pflege – als Zulassungsvoraussetzung zum Studiengang – bereits mit dem Berufsfeld vertraut“, erklärt Prof. Kerres. Die Studierenden können pflegerisches Handeln theoretisch begründen und die Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen für die unterschiedlichen Anforderungen nach den neuesten pädagogischen Erkenntnissen erstellen.

**Implementationsforschung:
wirksame Methode, um
Veränderungen festzustellen**

Im Rahmen des Forschungsprojekts, dessen finale Auswertung 2018 erfolgen soll, werden zwei vorrangige Ziele verfolgt: Im ersten geht es darum, herauszufinden und zu definieren, inwieweit sich Primary Nursing als Organisationsform eignet, um den Ansprüchen eines modernen Grade- und Skill-Mix in der Langzeitpflege gerecht zu werden. Im zweiten liegt einer der Forschungsschwerpunkte darauf, zu ermitteln, inwiefern fachlicher Austausch sowie die Integration akademisch gebildeter Pflegenden einen Beitrag zur Qualitätssicherung in der stationären Altenpflege leisten können, um sowohl qualifizierte als auch motivierte Mitarbeiter zu gewinnen und langfristig an die Pflegeeinrichtungen zu binden. Da die Evaluation seitens der KSFH somit auf verschiedene Zielgrößen abzielt, wird bei der methodischen Umsetzung ein Methoden-Mix favorisiert. Die Evaluation soll Aussagen darüber treffen, ob und inwiefern ein Interventionsprogramm wirksam ist. Eine besondere methodische Form ist

dabei die Implementationsforschung, hierbei geht es um die Feststellung der Veränderungen, die sich durch die Einführung eines Konzeptes in einer Institution ergeben. Dazu werden entsprechende Prozesse aus der Sicht der beteiligten Akteure (Landeshauptstadt, Pflegeeinrichtungen und Hochschule) analysiert. Darüber hinaus soll die Evaluation Aussagen dazu machen, welchen Grade- und Skill-Mix die beteiligten Personen benötigen, um das Konzept langfristig erfolgreich umsetzen zu können.

Ist-Stand des Projekts

Im Rahmen des Projektes haben Pflege dual-Studierende in diesem Sommersemester (unter professoraler Leitung von Prof. Kemser und Prof. Kerres) eine deskriptive Studie in zwei Pflegeeinrichtungen durchgeführt. Dabei wurden Angehörige der BewohnerInnen (n=31), Pflegenden bzw. MitarbeiterInnen (n=20), Wohnbereichsleitungen (n=3) und Führungskräfte (n=4) quantitativ durch halb standardisierte Fragebögen befragt. Qualitativ wurden Interviews mit Pflegenden bzw. MitarbeiterInnen (n=6) und Führungskräften (n=6) durchgeführt. An der Studie nahmen insgesamt 70 Teilnehmer aus beiden Einrichtungen der Altenhilfe teil. Dabei ergaben sich nachfolgend aufgeführte Ergebnisse.

**Pflegequalität verbessert sich
durch Primary Nursing**

Gut 50% der Pflegenden bzw. MitarbeiterInnen gaben im Rahmen der Erhebung an, Primary Nursing zu kennen, wobei 70% bisher keine praktische Erfahrung mit dem Pflegeorganisationssystem gemacht haben. Ein Drittel der befragten Wohnbereichsleitungen haben mit PN gearbeitet, in der Gruppe der Führungskräfte hat bisher keiner (0) mit PN gearbeitet. Die derzeitigen Organisationsformen in den Einrichtungen reichen von Funktionspflege (3), über Bereichspflege (4) bis zur Bezugspflege (2). Das System Primary Nursing kommt bisher nicht zum Einsatz – und das, obwohl die Wohnbereichsleitungen mehrheitlich davon überzeugt sind, dass sich durch dessen Einführung die Pflegequalität verbessern würde und auch die finanziellen Ressourcen

cen dafür vorhanden wären. Bei den Angehörigen waren sogar 71% der Überzeugung, dass sich die Qualität der Pflege verbessert, wenn nur eine Pflegekraft die Versorgung ihrer Angehörigen übernimmt. 86% der MitarbeiterInnen und 50% der Führungskräfte haben im Zusammenhang mit PN die Verbesserung der Pflegequalität angegeben.

Akzeptanz gegenüber Primary Nursing vorhanden

75% der Führungskräfte sind der Meinung, die Implementierung finanziell bewältigen zu können. Ihrer Einschätzung nach steht allerdings nicht mehr als die Hälfte an (quantitativen) personellen Ressourcen zur Verfügung, um das bisherige Pflegesystem durch PN zu ersetzen. Demnach kann sich derzeit auch nur die Hälfte der befragten Führungspersonen vorstellen, PN in den Wohnbereichen – mit dem vorhandenen Personal und deren beruflicher Qualifikation – einzuführen. Eine kompetente Etablierung von PN wird durch die Wohnbereichsleitung somit eher mit Nein beurteilt (67%). Im Gegenzug schätzen die Führungskräfte zu 100%, die Wohnbereichsleitung zu 67% ein, dass die Akzeptanz der MitarbeiterInnen und Mitarbeiter gegenüber PN hoch bzw. eher hoch ist. Was sich durch die deskriptive Studie auch bestätigen ließ: Die MitarbeiterInnen stehen mit 75% der Einführung positiv gegenüber. Probleme zwischen BewohnerInnen und Pflegekräften (2) sowie Probleme zwischen Angehörigen und Pflegekräften

(2) bewerten die Führungskräfte als ‚Hauptprobleme‘ bei der Implementierung. Während aber zum Beispiel die Wohnbereichsleitungen den Verlust von pflegerelevanten Informationen als ein Hauptproblem (2) sehen, bewerten die Führungskräfte den Informationsverlust ‚als nicht relevant‘. Zitate wie „Ich denke als Einstieg auf jeden Fall. Auf lange Sicht gesehen bringen Pflegedual-AbsolventInnen einen Aspekt mit, der neue Qualität bieten kann, indem sie die Pflegesituationen distanzierter und damit anders betrachten“ oder „Das ist für mich schon ein hoch qualifizierter Mitarbeiter am Bett, aber der hoch qualifizierte Mitarbeiter am Bett, der die Aufgabe hat, seine Kolleginnen und Kollegen ein Stück weit weiter zu qualifizieren“ zeigen auf, inwieweit Führungskräfte Pflege dual-Studierende in der Rolle der Primary Nurse sehen.

Wer hört zu, sobald es Gesprächsbedarf gibt?

57% der Angehörigen geben an, keine Ansprechpartnerin bzw. keinen Ansprechpartner zu haben, wünschen sich diese oder diesen aber zu 56%. Die Führungskräfte gehen zu 75% davon aus, dass jede Bewohnerin, jeder Bewohner eine feste Ansprechperson hat. Hierzu äußerte sich eine Führungskraft im Interview wie folgt: „Bei uns ist das so, dass die Angehörigen jederzeit zu uns kommen können, entweder sie rufen uns an oder ich melde mich bei der- oder demjenigen, frage, ob es ein Problem gibt, meistens aber sind sie zufrieden. Also wir haben keine Schwierigkeiten (...), es funktioniert wirklich sehr, sehr gut.“ Wiederum geben hier 33% der MitarbeiterInnen an,

keine regelmäßigen Gespräche zwischen Pflegenden und BewohnerInnen zu führen. 26% der Gespräche zwischen Angehörigen und Pflegenden werden aus Sicht der Angehörigen zwischen Tür und Angel geführt.

Informationsaustausch im Team

Der Informationsaustausch im Team wird von den Führungskräften zu 25% als gut und zu weiteren 25% als sehr gut bezeichnet, während die Wohnbereichsleitung den Informationsaustausch zu 33% als positiv beschreibt – dafür aber den Informationsgehalt bzw. die Vollständigkeit im Austausch untereinander zu 67% als gut bewertet. In Zukunft sollte der Informationsaustausch aus Sicht der Führungskräfte wie folgt aussehen: „(...) einen Jour fixe durchführen, wobei sich das Kleinteam trifft. Auch regelmäßige Treffen der Primary Nurses sind sinnvoll und zweckmäßig.“

Diese ersten Projekt-Ergebnisse wurden allen Beteiligten im Rahmen einer hochschulischen Präsentation vorgestellt und entsprechend diskutiert. Der nächste Schritt ist die Entwicklung eines Schulungskonzepts für die MitarbeiterInnen der beteiligten Einrichtungen durch Pflegepädagogik-Studierende des 7. Semesters an der KSFH. Eine weitere Evaluationsphase ist im Sommer 2016 vorgesehen.

Beitrag: Prof. em. Dr. a. D. Johannes Kemser, Prof. Dr. Andrea Kerres und Nicole Röhle (wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt)



EIN PRAKTIKUM IN ARGENTINIEN: KATHARINA WUTTE BERICHTET

Seit 2014 hat die KSFH Zugriff auf das Internationalisierungsprogramm des Bayerischen Wissenschaftsministeriums. Die Bezuschussung in fünfstelliger Höhe, die pro Haushaltsjahr vergeben wird, erhöht die Stipendienmittel deutlich. Organisierte das International Office bislang Erasmus-Mobilitäten – und somit Praktika und Semesteraufenthalte in unterschiedlichen Ländern Europas –, so können nun auch Praktika weltweit gefördert werden. In 2015 waren es bereits vier Studierende (Praxis II, Bachelor Soziale Arbeit), die sich für ein Praxissemester in einem außereuropäischen Land entschieden. Auf dem ‚Reiseprogramm‘ der vier standen Südafrika, der Libanon, Australien und Argentinien. Die Studentin Katharina Wutte verbrachte über fünf Monate in der südamerikanischen Millionenstadt Córdoba und arbeitete dort bei Servicio en Promoción Human (Serviproh), einer sozialen Einrichtung, mit der die KSFH nun auch eine Kooperation aufgebaut hat. Sie berichtete im Interview (Juni 2015) über ihren Aufenthalt.



Katharina Wutte,
B.A. Soziale Arbeit, Abteilung München
Interview: Juli 2015

Seit wann und bis wann sind Sie in Córdoba?

Ich bin seit dem 15.02.15 in Córdoba und bleibe bis Anfang August dort. Mein Praktikum begann am 23. Februar und endet am 31. Juli. Ich habe bereits eine Woche früher als offiziell geplant (1.03.) angefangen, da die Organisation, bei der ich mein Praktikum mache, im Juli eine Woche betriebliche Ferien hat.

Wie kamen Sie auf die Idee, dort ein Auslandspraktikum zu machen?

Da ich bereits vor dem Studium ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in den USA an der Grenze zu Mexiko abgeleistet habe, dort sehr interessante Erfahrungen gemacht und Leute kennengelernt habe, war mir von meinem ersten Semester an klar, dass ich das 22-wöchige Praktikum auch im Ausland machen will. Zuerst wollte ich – in erster Linie wegen der Sprache – nach Spanien, aber als Frau Gavrilina mir erzählte, dass es ein Projekte in Córdoba, Argentinien gibt, war ich sofort Feuer und Flamme und setzte alles daran, um dort hinzukommen. Südamerika hat mich schon immer fasziniert und das Auslandspraktikum eröffnete mir nun die Möglichkeit, in die Kultur und Gewohnheiten einzutauchen, meine Spanischkenntnisse zu verbessern etc.

In welcher Einrichtung machen Sie Ihr Praktikum? Was ist das für eine Einrichtung?

Das Praktikum mache ich in einer Organisation, die Servicio en Promoción Human, kurz Serviproh, heißt. Dies bedeutet übersetzt so viel wie ‚Dienst zur Unterstützung von Menschen‘. Es handelt sich um eine gemeinnützige Organisation, die in Zusammenarbeit mit kleineren Einrichtungen in verschiedenen Vierteln von Córdoba in Bereichen des täglichen Lebens interveniert. Alle Interventionen zielen auf die Stärkung und Ausübung der Rechte des Menschen, mit Blick auf die Schaffung einer gerechteren und egalitäreren Gesellschaft. Serviproh bietet dabei Beratungen zu verschiedenen Themenschwerpunkten an und organisiert Fortbildungen zu soziale Themen. Die Organisation gliedert sich in drei Bereiche auf. Der erste Bereich kümmert sich um die Bildung und Ausbildung von Fachkräften und Referenten, in Zusammenarbeit mit den anderen Bereichen werden Workshops und Begegnungen der politischen Bildung und Weiterbildung organisiert. Der zweite Bereich ist die ‚Gesundheit und Volksbildung‘, hier geht es vor allem um die ganzheitliche Entwicklung von Kindern. Um die Familien, Kinder und deren soziales Umfeld in den Stadtvierteln zu stärken, die mit Serviproh zusammenarbeiten, werden in Kinderkrippen und in der Hausaufgabenbetreuung am Nachmittag pädagogische Prozesse und bio-psycho-soziale Entwicklungen in den ersten Lebensjahren gefördert. Eine weitere Aufgabe dieses Bereiches ist die Stärkung der sozialen Teilhabe von Frauen und die Gleichstellung der Geschlechter. Dabei werden regelmäßige Treffen veranstaltet, bei denen die Frauen aus den Gemeinden zusammenkommen, um sich über politische Themen auszutauschen. Der dritte Bereich ‚Lebensraum und Sozialwirtschaft‘ stärkt beispielsweise die Organisationen in den Stadtvierteln Córdoba, indem hier gezielt Fachleute wie Architekten, Anwälte oder Ingenieure eingesetzt werden, die beratend zwischen Regierung und Bewohner vermitteln, wenn es um territoriale Ansprüche geht. Gemeinsam mit den BewohnerInnen erarbeiten

die ExpertInnen zudem Nutzungspläne der Stadtviertel.

Was genau sind Ihre Aufgabenbereiche?

Ich bin in dem zweiten Bereich tätig. Dort arbeite ich in einer der Kinderkrippen der sieben kleineren Organisationen in einem sozialschwachen Viertel von Córdoba. Meine Aufgabe ist die Planung des Tagesablaufes und der Aktivitäten in Zusammenarbeit mit den Erzieherinnen, da diese Frauen im Regelfall keine entsprechenden pädagogischen Fachkenntnisse haben. Darüber hinaus bin ich einmal die Woche in der Hausaufgabenbetreuung der Schulkinder. Außerdem erledige ich administrative Aufgaben der Organisation. Ich er- und bearbeite beispielsweise Fragebögen für die Organisationen, um so repräsentative Daten zu ermitteln. Die Daten wiederum helfen, einen Überblick über die aktuelle Situation in den Familien der Krippenkinder zu bekommen und werden dem Ministerium vorgelegt, um Bedarfe zu validieren und letztendlich mehr finanzielle Mittel zu rekrutieren. Einen Tag in der Woche gehe ich an die Universität von Córdoba und nehme an drei Veranstaltungen teil, deren Inhalte sich mit der ‚Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen‘ und ‚Fundamente und Grundzüge der Sozialen Arbeit‘ befassen.



Haben Sie einen guten Kontakt zu Ihren Kolleginnen und Kollegen vor Ort?

Ja! Ich wurde sehr gut und herzlich in ihre Reihen aufgenommen. Alle sind sehr hilfsbereit und freundlich. Bei Fragen und Probleme hat immer jemand ein offenes Ohr für mich. Alle sind sehr rücksichtsvoll und helfen mir, falls meine Sprachkenntnisse nicht ausreichen, um Gesprächen und Meetings zu folgen.

Haben Sie davor in diesem Bereich auch schon Erfahrungen in Deutschland gesammelt?

Ich habe zwar jahrelang auf kleine Kinder aufgepasst, aber mehr im Sinne von Babysitten. Bisher hatte ich noch keine Erfahrung mit der Arbeit in Kinderkrippen und der Unterstützung und Bildung des Personals.

Gibt es Unterschiede im Sozialsystem oder auch in der Arbeitsweise, die Ihnen auffallen? Wenn ja, welche Unterschiede können Sie beschreiben?

Die finanzielle Unterstützung der Regierung ist jedes Jahr aufs Neue ein Kampf. Es werden nur minimale Gelder für die Gehälter der Erzieherinnen, für Materialkosten und Essen zur Verfügung gestellt. Außerdem werden die Gehälter mit mehrwöchiger Verspätung gezahlt. Dadurch geraten die Erzieherinnen oft in finanzielle Engpässe, was sich verständlicherweise auf deren Arbeitsmotivation auswirkt. Auch war die Arbeitsweise in den Kinderkrippen für mich zunächst sehr ungewohnt. Ich finde nach wie vor, dass der Tagesablauf oft nicht wirklich effizient, unkoordiniert und ohne ein wirkliches Konzept abläuft – hier sollte der Staat vermehrt Hilfestellungen geben. Meine Versuche, mehr Struktur und einen roten Faden in die Aktivitäten reinzubringen, stoßen bei den Erzieherinnen leider auf Widerstand.

Welche Erfahrungen haben Sie bereits gesammelt – und welche davon nehmen Sie mit nach Deutschland?

Geduld ist eine der Eigenschaften, die ich während meines Praktikums immer wieder trainieren musste. Viele Prozesse und Abläufe passieren für meinen Geschmack zu langsam. Ich spreche hier von Prozessen, die in der Organisation ablaufen,

aber auch von persönlichen (Weiter-)Entwicklungen, wie etwa die Verbesserung meiner Sprachkenntnisse. Ich war oft gefordert, mich an das langsamere Tempo anzupassen und geduldig zu sein. Darüber hinaus lernte ich die Lebenswelt der Krippenkinder und Erzieherinnen kennen und nehme Fachwissen aus den Universitätsveranstaltungen mit. Durch das gewonnene Praxis- und Fachwissen kann ich nun verschiedene Handlungen und soziale Prozesse besser miteinander verbinden. Ich nahm an Veranstaltungen und Fortbildungen von Serviproh teil, die mir halfen, diese Organisation und die zugehörigen Aufgaben besser zu verstehen.

Haben Sie einen Tipp für Ihre Kommilitonen? Würden Sie Argentinien weiterempfehlen?

Ich würde Argentinien immer weiter empfehlen. Die Argentinier sind freundliche, hilfsbereite und gesellige Menschen, die mich stets willkommen heißen und mich integrieren. Ihre Kultur und ihr Land sind sehr vielseitig und es gibt spannende Traditionen und Gewohnheiten zu entdecken. Mittlerweile habe ich mir einen tollen Freundeskreis aufgebaut und bin wirklich traurig darüber, dass ich bald wieder fortgehen muss. Abgesehen von der Kultur und dem Land, ist Serviproh eine sehr interessante und vielseitige Projektstelle, mit interessanten Bereichen und Mitarbeitern. Falls jemand Interesse hat, kann sie oder er sich gerne mit mir in Kontakt setzen (katharina.wutte@online.de).

Ob Praktikum, Studium, Hospitation, Studienbesuche, Teilnahme an Workshops, Seminaren oder auch Sprachprogrammen: Erasmus+ ist die Verbindung zu Hochschul- und Praxispartnern im europäischen Ausland. Die KSFH nutzt bereits bestehende und baut auch immer wieder neue Netzwerke auf.



AUSLANDSSEMESTER AN DER UNIWERSYTET JAGIELLONSKI IN KRAKAU

KRAKAU

An welcher Hochschule haben Sie Ihr Auslandssemester gemacht?

Ich war fünf Monate, vom 23.02.–23.07.2015, als Erasmusstudentin in Krakau. Meine dortige Hochschule war die Uniwersytet Jagiellonski.

Wie kamen Sie zu der Entscheidung, ein Semester im Ausland zu verbringen?

Ich bin schon immer sehr an anderen Ländern und Sprachen interessiert. Daraus ergab sich dann auch die Idee, ein Auslandssemester zu machen. Da mich die anderen Partnerhochschulen der KSFH weniger reizten und ich an Osteuropa sehr interessiert bin, entschied ich mich – mit Unterstützung des International Office – Kontakt zur Uniwersytet Jagiellonski aufzunehmen. So entstand ein Kooperationsverhältnis zwischen München und Krakau.

Wieso wollten Sie nach Krakau? Haben Sie einen Bezug zu der Stadt, zum Land?

Nein, eigentlich habe ich keinen besonderen Bezug zu Krakau bzw. zu Polen. Doch, wie schon gesagt, interessieren mich osteuropäische Länder schon immer in besonderem Maße.

Wie lief es mit der Verständigung? Sprechen Sie polnisch?

Noch bevor ich nach Krakau gezogen bin, habe ich in Deutschland einen polnischen Sprachkurs belegt. Ich habe dann auch immer wieder versucht, meine polnischen Sprachkenntnisse im dortigen Alltag anzuwenden, allerdings läuft die Verständigung im privaten als auch im universitären Bereich tatsächlich größtenteils auf Englisch. Für die Erasmusstudierenden wurden die meisten Kurse am Soziologischen Institut in englischer Sprache abgehalten, darüber hinaus gab es sogar Kurse auf Deutsch.

Wo gab es Unterschiede, die Ihnen zu Ihrem Studium in Deutschland aufgefallen sind?

Meiner Meinung nach sind die Leistungsanforderungen in Seminaren und Vorlesungen hoch. So müssen die Studierenden zum Beispiel in einem Fach zwei Essays mit jeweils 12 Seiten schreiben, in einem anderen sind Referat und Essay (10 Seiten)

Pflicht, zudem gehört es zur Vorbereitung auf die nächste Stunde, einen wissenschaftlichen Fachartikel zu lesen. Häufig studieren die polnischen StudentInnen zwei Studiengänge gleichzeitig und verbringen sehr viel Zeit mit Lernen. Ich habe deshalb auch nicht so viel mit meinen polnischen FreundInnen unternehmen können, weil diese ihre Freizeit unter der Woche zum Lernen nutzen müssen. Der Unterricht an der polnischen Hochschule läuft dabei nach strikten Regeln ab, das Studium ist straff organisiert und verschulter als bei uns. Ich selbst kann dazu zwar eigentlich nicht viel sagen, da ich Erasmusstudentin bin, aber ich habe hierzu mit anderen Studierenden gesprochen. Im Studium werde viel Wissen vermittelt, das sich abfragen lasse, die Eigenverantwortung



für den Verlauf des Studiums sei geringer als bei uns.

Inhaltlich lässt sich das Studium der Sozialen Arbeit an der Uniwersytet Jagiellonski mit dem Studium an der KSFH weitgehend vergleichen. So werden dort auch

Fächer wie Anthropologie, Philosophie, Methodik in der Sozialen Arbeit, Soziologie, Evaluierung, Psychologie, Streetworking, Sozialhilfe in Polen, Zwischenmenschliche Kommunikation, lösungsorientierte Sozialarbeit, Soziale Arbeit, die sich auf Beweise konzentriert, Sozialökonomie, Methoden der Sozialforschung und Supervision gelehrt. Die Rahmenbedingungen sind von Hochschule zu Hochschule unterschiedlich. An manchen Unis ist die Soziale Arbeit in die Studiengänge Pädagogik und Soziologie integriert. An der Uniwersytet Jagiellonski ist die Soziale Arbeit ein eigenständiger Studiengang.

Wie beschreiben Sie Ihre Zeit als Erasmusstudentin dort? Welche Erfahrungen und Eindrücke nehmen Sie in der Hauptsache mit nach Deutschland?

an Studentenfeiern, Studentenkneipen usw. Für Studierende ist das im Mai stattfindende Studentenfest ‚Juwenalia‘ einer der Höhepunkte des Jahres. Die StudentInnen übernehmen für eine Woche das Sagen in der Stadt. Sie ziehen verkleidet in einem Festumzug zum Marktplatz. Die Machtübernahme wird zelebriert, indem der Bürgermeister den Juwenalia-Organisatoren den symbolischen Schlüssel zu Krakaus letztem erhaltenen Stadttor, dem Florianstor, überreicht. Während dieser Woche finden zahlreiche Kultur- und Sportveranstaltungen, Konzerte und Kabarettauftritte statt.

Eine weitere, sehr interessante Erfahrung war für mich das Wohnen im Studentenwohnheim. Die Studentenwohnheime in Polen bestehen nahezu ausschließlich aus Mehrbettzimmern. In den Wohnheimen gibt es zudem eine Mensa mit günstigem Mittagessen. Ich teilte mir mein Zimmer mit zwei Studentinnen aus Polen und der Ukraine. Es war spannend und auch neu für mich, zu dritt in einem kleinen Zimmer zu wohnen. Insgesamt habe ich während meiner Zeit in Krakau viele neue Eindrücke und Erfahrungen sammeln können. Als besonders wertvoll schätze ich den Kontakt und Austausch mit den Erasmusstudierenden und polnischen StudentInnen. Ich habe Freunde aus ganz Europa gefunden, zu denen ich hoffentlich noch über viele Jahre den Kontakt halten kann.

Würden Sie auch ein zweites Mal nach Krakau gehen, um dort zu studieren?

Ich würde jederzeit wieder in Krakau studieren.

Das Hauptgebäude der Uniwersytet Jagiellonski in Krakau

Erasmus-Studierendenmobilität Studium



Eleni Gruber,
B.A. Soziale Arbeit,
Abteilung Benediktbeuern

PRAKTISCHES STUDIENSEMESTER BEIM CENTAR ZA MIROVNE STUDIJE – CENTRE FOR PEACE STUDIES IN ZAGREB

ZAGREB



Sandra Kasunić,
B.A. Soziale Arbeit,
Abteilung München
Interview: Juli 2015

SMP

Erasmus- Studierendenmobilität Praktikum

An welcher Hochschule haben Sie Ihr Auslandssemester gemacht? Seit wann und bis wann sind Sie in Zagreb?

Ich bin seit Mitte Februar hier und bleibe voraussichtlich noch bis Anfang August, insgesamt also knapp sechs Monate.

Was genau machen Sie in der kroatischen Hauptstadt? In welcher sozialen Einrichtung machen Sie Ihr Praktikum und was sind Ihre hauptsächlichsten Aufgabenbereiche?

Ich mache hier in Zagreb mein Praxissemester beim Centar za mirovne studije – Centre for peace studies (CMS). Auch habe ich an der Juristischen Fakultät der Universität Zagreb die Vorlesung ‚Anti-discrimination employment law and Social security law‘ besucht, da ich an die Hochschule angebunden sein wollte, um ein wenig vom Studentenleben in Zagreb mitzubekommen und um Erasmusstudierende kennenzulernen, die – so wie ich – von zu Hause weiter weg sind. Beim CMS bin ich im Team Asyl und Migration und mache hier so ziemlich alles, was mit dem Thema zu tun hat. Ich nehme an Workshops teil, bereite sie mit vor, gehe zu Konferenzen, zu themenspezifischen Treffen, verfolge die Asyl- und Migrationspolitik des Landes, der Region und Europas. Auch arbeite ich in diesem Rahmen mit Flüchtlingen zusammen. Zweimal die Woche bin ich in der Aufnahmeunterkunft, in der ich gemeinsam mit Ehrenamtlichen beispielsweise beim Lernen der kroatischen Sprache mithilfe. Auch führen wir Workshops zum Thema Beziehungen oder Arbeitssuche für AsylbewerberInnen und/oder Menschen mit Schutzstatus durch.

Bisher habe ich unfassbar viel gelernt, und das auch sehr umfassend, da die Bereiche stets unterschiedlich sind. Vor allem aber bin ich nach diesem Praktikum ganz sicher sehr fit im politisch-juristischen Bereich der Interessensvertretung von Geflüchteten in Kroatien, da meine Praxisstelle hier auch ihren Themenschwerpunkte hat. Weniger neu gelernt, aber

erneut bestärkt wurde ich in meinem Vorhaben, in diesem Bereich zu arbeiten – und zwar nicht aus einer humanistischen, sondern vor allem aus einer menschenrechtlichen Perspektive heraus. Hier wurde mir erst richtig bewusst, dass die humanistische Arbeit, metaphorisch gesehen, eine zwar notwendige, aber dennoch oberflächliche und erstversorgerische Hilfe darstellt, wenn sie sich nicht auf adäquate humanrechtliche Vorschriften bezieht.

Haben Sie in diesem Bereich auch schon Erfahrungen in Deutschland gesammelt?

Ich interessiere mich schon seit Beginn des Studiums sehr für das politische Triplemandat der Sozialen Arbeit, vor allem im Kontext von Menschenrechte, Asyl und Migration. Im Rahmen meiner ehrenamtlichen Tätigkeit für die ver.di Jugend München habe ich bereits entsprechende Erfahrungen sammeln können, da wir als Gewerkschaftsjugend viel an diesem Thema arbeiten bzw. gearbeitet haben. So habe ich im Rahmen von Praxis I beispielsweise letzten Dezember gemeinsam mit anderen Mitgliedern des Bezirksjugendvorstandes der ver.di München eine Podiumsdiskussion im Münchner Gewerkschaftshaus organisiert, zu der PolitikerInnen des Landes und des Stadtrates,

Juristen und weitere AkteurInnen der bayerischen Asylpolitik und Flüchtlingsarbeit geladen waren, um über die sozialen, politischen und juristischen Veränderungen des letzten Jahres seit den Landtagswahlen im September 2013 zu diskutieren. Auch war ein Mann mit Schutzstatus anwesend, der über seine Erfahrungen als syrischer Geflüchteter in Deutschland berichtete.

Fallen Ihnen in Ihrer täglichen Arbeit Rahmenbedingungen auf, die anders sind als hier in Deutschland? Gibt es Unterschiede zum deutschen Sozialsystem oder zu unserem Verständnis von Sozialer Arbeit?

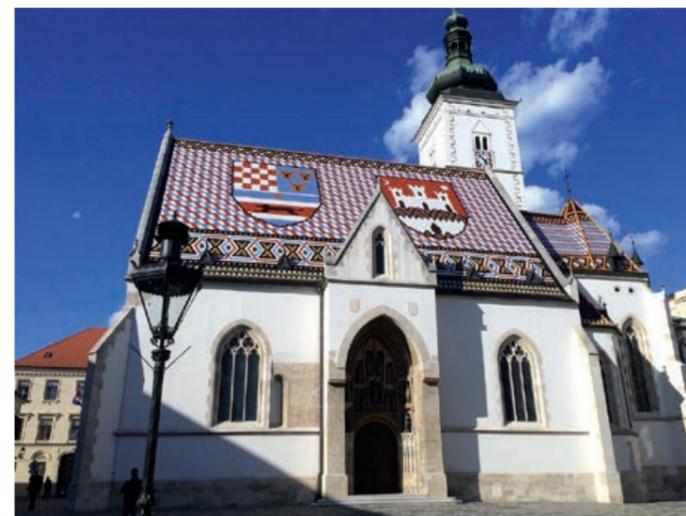
Es gibt meines Erachtens sogar viele Unterschiede, eigentlich zu viele, um sie hier zu benennen. Was ich allerdings bereits sehr bald feststellen konnte, ist, dass das kroatische Sozialsystem nicht in dem Umfang entwickelt ist wie es bei uns in Deutschland der Fall ist. Es mangelt an professioneller Sozialarbeit, die konkret mit den Menschen arbeitet und nicht nur ihre Leistungen dokumentiert. Das Problem ist, dass SozialarbeiterInnen hier größtenteils bei staatlichen bzw. städtischen Institutionen beschäftigt sind und vom Schreibtisch aus Leistungen gewähren. Sie sind demnach SachbearbeiterInnen. Psychosoziale Hilfe,

Beratung und Betreuung gibt es kaum, vor allem nicht bei den so genannten freien Trägern, die hier in Kroatien als ‚Organisationen der Zivilgesellschaft‘ oder kurz ‚CSO's‘ für ‚Civil Society Organizations‘ bezeichnet werden, da sie sich durch Projekte von Ministerien bzw. aus EU-Projekten – meistens aus dem European Social Fond – finanzieren. Das CMS, bei dem ich arbeite, ist

beschäftigt. Leider geraten dadurch Themen wie der Umgang mit Flüchtlingen oder Asyl in den Hintergrund.

Und dabei haben die Menschen, die nach Kroatien geflüchtet sind – sowohl mit als auch noch ohne Schutzstatus – viele Rechte. Zum Beispiel haben Menschen, denen Asyl gewährt wird, ein Recht auf eine bezahlte Wohnung in den ersten zwei Inte-

Selfcare gelernt habe, habe ich einen Teil meines Lebens nun in einem anderen Land geführt, viele tolle Menschen kennengelernt, und tagein, tagaus ein Praxiswissen gesammelt, das ich hoffentlich niemals vergessen werde. Was ich vor allem mit nach Deutschland nehmen werde, ist die Gelassenheit, die ich mir hier angeeignet habe. Der häufig sehr stressige Alltag in



Die St.-Markus-Kirche (Crkva sv. Marka) ist die Pfarrkirche der Oberstadt Gornji Grad von Zagreb (links)



Sitz der kroatischen Regierung ist Zagreb (rechts)



Der Park Zrinjeva

eine solche CSO. Das bedeutet zwar nicht, dass überhaupt keine direkte Arbeit stattfindet; das Rote Kreuz beispielsweise, das aufgrund eines Vertrages mit dem Innenministerium die Aufnahmeunterkünfte verwaltet, bietet Psychosoziale Hilfe an, allerdings fällt diese sehr knapp aus, da die MitarbeiterInnen sich ebenfalls um Organisatorisches kümmern müssen. Des Weiteren ist diese Psychosoziale Hilfe nur für Asylsuchende bestimmt, die in den Unterkünften auf ihren Bescheid warten. Sozialarbeiterische Unterstützung erhalten Menschen mit Asyl insofern nicht oder sehr selten, da es niemanden gibt, der ihnen qualifizierte Hilfe anbieten könnte. Das Land ist sowohl politisch als auch gesellschaftlich zu sehr mit der noch immer vorherrschenden wirtschaftlichen Notlage und mit den Folgen des jüngsten Krieges

grationsjahren. Auch haben die Menschen ein Recht auf eine Gesundheitsvorsorge, und das nicht nur in medizinischen Notfällen, was bei uns anders ist. Das Asylgesetz ist, wenn überhaupt, sehr viel weniger restriktiv als unser Gesetz in Deutschland. Es hapert also nicht an der Gesetzgebung, sondern vielmehr an deren Umsetzung. Meine Kolleginnen und Kollegen im CMS sind hiermit sehr viel beschäftigt.

Welche Erfahrungen haben Sie bereits gesammelt – und welche davon nehmen Sie mit nach Deutschland?

So viele Erfahrungen wie in den letzten Monaten habe ich tatsächlich noch nie gesammelt. Neben dem Praktikum, in dem ich viel über die Bedeutung von Eigeninitiative, Durchhaltevermögen, die Bedeutung von Spaß an der Arbeit (und diese hatte ich jeden Tag), Leidenschaft und auch über

München – oder in Deutschland – beschert uns zwar den Ruf, fleißig und erfolgreich zu sein. Allerdings ist mir erst hier so richtig bewusst geworden, dass ich kein Roboter, sondern ein Mensch mit Gefühlen und Bedürfnissen bin. In den letzten Wochen und Monaten habe ich gelernt, dass man gute Arbeit leisten und gleichzeitig entspannt sein kann, ohne ständig auf Deadlines achten zu müssen. Mein Wunsch ist es nun, wenn ich wieder in meiner Heimat bin, auch andere mit meiner neuen Gelassenheit anzustecken.

BESUCH DER PARTNERHOCHSCHULE ESTES UND PRAXISSTELLEN IN STRASBOURG

STRASBOURG



Prof. Dr. Christine Plahl,
Professorin für Psychologie
an der Abteilung Benediktbeuern

STA

In welcher Zeit waren Sie unterwegs?

Ich war vom 21.–24.04.2015 in Strasbourg. Sie waren an einer Hochschule und dort auch in der Lehre?

Ja, ich war an der ESTES - Ecole Supérieure en Travail Educatif et Social in Strasbourg. Das ist eine unserer Partnerhochschulen. Über Rudi Wagner, der bereits mehrmals mit einer Studierendengruppe an der KSFH in München und in Benediktbeuern war, besteht hier ein sehr guter Kontakt. An der ESTES habe ich an einer Sitzung des Internationalen Arbeitskreises teilgenommen und eine Sitzung im Seminar zu Internationaler Sozialer Arbeit gestaltet. Gemeinsam mit den beiden KSFH-Studentinnen Eva-Maria Maier und Maria Plank, die dort gerade im Praktikum bzw. an der Hochschule waren, habe ich die Soziale Arbeit in Deutschland und das Studium der Sozialen Arbeit an der KSFH in Benediktbeuern vorgestellt. Darüber hinaus habe ich einen Workshop zum Thema Musik in der Sozialen Arbeit angeboten, bei dem ich Anwendungsfelder für den Einsatz von Musik als Medium in der Sozialen Arbeit erläuterte und anhand von Übungen praktisch demonstrierte. Das fand bei den teilnehmenden Studierenden sehr positive Resonanz, da es an der ESTES insgesamt wenige Lehrveranstaltungen mit praktischen Elementen gibt.

Wie waren die Tage aufgebaut, haben Sie an einem organisierten Programm teilgenommen?

Ich habe die Studentinnen – Eva-Maria Maier und Jasmin Zwing – an ihren Praxisstellen besucht und Gespräche mit ihrem Praxisanleiter bzw. ihrer Praxisanleiterin

geführt. Zusammen mit Rudi Wagner haben wir das ESAT L'ÉVASION (Etablissement et Service d'Aide par le Travail) in Sélestat in der Nähe von Strasbourg besucht. Das ist eine Werkstatt, die durch künstlerische Arbeitsangebote Menschen mit Behinderung bei ihrer beruflichen Orientierung unterstützt. So werden hier beispielsweise für bestimmte Anlässe musikalische Animation mit drei verschiedenen Formationen vom Chanson bis Jazz angeboten, für Firmen Plakate und andere grafische Produkte gestaltet, mit Schulklassen kreativ gearbeitet, für das alljährliche Festival 'Charivari' die gesamte Organisation übernommen – angefangen bei der Öffentlichkeitsarbeit über die Technik und das Catering bis hin zum einzigartig musikalisch-grafisch-theatral gestalteten Gesamtkunstwerk –, und in einem eigenen Veranstaltungssaal bei Konzerten, Ausstellungen und Lesungen gleichberechtigte Begegnungen von Menschen mit und ohne Behinderungen ermöglicht. Die Integration und Rehabilitation von Menschen mit Behinderungen und psychischen Störungen wird durch vielfältige Musik-, Theater- und Kunstprojekte unterstützt – in Deutschland ist ein künstlerisches Arbeitsangebot in dieser Form bislang unbekannt. Wir konnten dort die Atelier- und die Theaterräume besichtigen und bei der Probe einer Band dabei sein. <https://www.youtube.com/watch?v=25uO-ArASvA>.

Gibt es Erfahrungen oder Anregungen, die Sie mit an die KSFH nehmen?

Was mich am meisten beeindruckte, war zu erleben, wie sehr die Menschen mit

unterschiedlichen Beeinträchtigungen im ESAT L'ÉVASION durch ihre künstlerischen Fähigkeiten im Musizieren, im grafischen und plastischen Gestalten und im theatralen Darstellen das kulturelle Leben der Stadt bereichern. Das war eine mich sehr inspirierende Anregung dafür, wie Soziale Arbeit Menschen mit Behinderungen in einem passenden institutionellen Rahmen – der ihren gesundheitlichen Zustand berücksichtigt – darin unterstützen kann, ihr kreatives Potential auf professionellem Niveau im künstlerischen und technischen Bereich zu entfalten und so auf eine selbstbestimmte Art die Integration und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht. Darüber hinaus konnte ich auch viele Anregungen aus den Praxisbesuchen und Gesprächen mit den Kolleginnen und Kollegen an der ESTES mitnehmen.

Inwiefern profitiert unsere Hochschule von dem Austausch? Bleibt eine Verbindung bestehen?

Die Verbindung zur ESTES in Strasbourg besteht bereits seit mehreren Jahren. Es gehen regelmäßig Studierende aus München und Benediktbeuern nach Strasbourg an die Hochschule ESTES oder absolvieren dort ein Praxissemester. Im Gegenzug kommen ebenfalls jährlich Studierende aus Strasbourg an unsere beiden Abteilungen, so dass die für beide Hochschulen anregenden Beziehungen immer weiter vertieft werden können.



Eva-Maria Maier,
Lucie Samson von Themis und
Prof. Dr. Christine Plahl (v. l. n. r.)



Prof. Dr. Christine Plahl, Rudi Wagner,
Maria Plank und Jasmin Zwing
(v. l. n. r.)

staff mobility –
teaching assignments

BESUCH DER UNIVERSIDAD DE GRANADA UND VON PRAXISSTELLEN

GRANADA



Prof. Dr. Ursula Unterkofler,
Professorin für Theorien und
Methoden der Sozialen Arbeit
an der Abteilung Benediktbeuern

In welcher Zeit waren Sie unterwegs?

Ich war vom 10. – 13.02.15 in Granada.

Sie waren an einer Hochschule und dort auch in der Lehre?

Mir war es wichtig, die Universität in Granada zu besuchen und auch besser kennenzulernen, allerdings galt mein Aufenthalt nicht der Lehre. Der Fokus lag auf der Praxis, insbesondere hat mich die Struktur und Organisation der Suchthilfe in der andalusischen Stadt interessiert.

Wie waren die Tage aufgebaut, haben Sie an einem organisierten Programm teilgenommen?

Die Tage in Granada waren über Erasmus STT organisiert. Neben der Hochschule standen auf meinem Besuchsprogramm zwei soziale Einrichtungen: das Centro Provincial de Drogodependencias (CPD) als eine Beratungs- und Clearingstelle der Kommune, die erster Anlaufpunkt für alle im Hilfesystem ist, sowie eine suchtherapeutische Einrichtung namens Comunidad Terapeutica El Fargue (Cortijo Buenis Aires), die außerhalb von Granada liegt. An der Hochschule konnte ich einiges über die Struktur und Inhalte der akademischen Ausbildung erfahren, zudem erhielt ich gute Einblicke in das studentische Leben aus studentischer Sicht. Der parallele Einblick in die universitäre und in die Praxisausbildung hat mir sehr gut gefallen.

Gibt es Erfahrungen oder Anregungen, die Sie mit an die KSFH nehmen?

Ich nehme den Vergleich der unterschiedlichen Systeme – sowohl in der Ausbildung als auch in der Suchthilfe – mit an die KSFH. In Spanien gibt es zwei Studiengänge: Sozialarbeit (trabajo social) und Sozialpädagogik (educacion social). Beide sind an der Universität angesiedelt, jedoch in unterschiedlichen Fakultäten, was historisch bedingt ist. Insofern gibt es hier historisch gesehen Parallelen zur deutschen Entwicklung (Sozialarbeit vs. Sozialpäda-

gogik). Das Suchthilfesystem in Spanien ist – im Gegensatz zum Subsidiaritätsprinzip in Deutschland – fast ausschließlich staatlich organisiert. Freie Träger sind die Ausnahme. Zudem stellt das Centro Provincial de Drogodependencias sozusagen die Eingangstür zur Suchthilfe dar – nur über diese Einrichtung wird in andere Einrichtungen vermittelt. Dies hat den Vorteil, dass Menschen auf der Suche nach Unterstützung wissen, wohin sie sich wenden



müssen – nämlich immer zuerst ans CPD –, und dass zu Beginn des Unterstützungsprozesses ein Clearingprozess strukturiert umgesetzt wird. Dabei arbeiten die SpanierInnen multiprofessionell, je nach Hilfesuchender oder Hilfesuchendem, zusammen (ÄrztIn, PsychologIn, SozialarbeiterIn). In Deutschland hingegen sind Hilfebedürftige oft lange auf der Suche nach der richtigen Maßnahme, zudem ist die Zusammenarbeit zwischen den Professionen nicht oder kaum strukturell verankert, v. a. zu Beginn der Unterstützungsprozesse.

Inwiefern profitiert unsere Hochschule von dem Austausch? Bleibt eine Verbindung bestehen?

Mit dem Centro Provincial de Drogodependencias haben wir bereits seit längerer Zeit eine Kooperation. Als ich in Granada war, hat dort auch gerade eine Studentin aus Benediktbeuern ihr Praxissemester gemacht. Für das kommende Sommersemester gibt es bereits eine Interessentin für die Praktikumsstelle. Durch den Aufenthalt von



Prof. Dr. Sabine Pankofer an der Universidad de Granada wird sich die Zusammenarbeit mit der KSFH sowohl in Hinsicht auf die beiden Hochschulen als auch in Bezug auf weitere Praktikumsstellen vertiefen.

Blick in den Innenhof des Centro Provincial de Drogodependencias in Granada (links)

Entsprechende Hinweise auf die suchtherapeutische Einrichtung im Gang eines Krankenhauses (rechts)

ERASMUS STAFF TRAINING WEEK AN DER UNIVERSITY OF LJUBLJANA

LJUBLJANA



Julia Hekker,
Fachbereichsreferentin
Soziale Arbeit München

In welcher Zeit waren Sie unterwegs?

Vom 07.04.-10.04.2015.

Wie war die Woche aufgebaut? Gab es einen zeitlichen Ablauf, ein Programm, an dem Sie teilgenommen haben?

Es gab ein festes Programm für die ‚International Staff Training Week‘. Direkt nach meiner Anmeldung wurde mir das Programm zugeschickt, so wusste ich bereits im Vorfeld, wie der Tagesablauf aussieht. Am ersten Nachmittag fand eine Stadtführung mit anschließendem Come Together statt, so konnten sich die TeilnehmerInnen bereits zu Beginn der Woche gut kennenlernen. In den darauffolgenden Tagen war ich an der Fakultät für Soziale Arbeit. Dort habe ich mich zunächst mit dem Erasmuskoordinator getroffen, der mich ausführlich über den Studiengang und dessen Ablauf informiert hat. In Ljubljana gibt es für die Erasmusstudierende ein ganzes Programm von englischsprachigen Veranstaltungen, die sie nach Ankunft wählen können. Der Koordinator betreut die Studierenden, wöchentlich gibt es ein gemeinsames Treffen, um über mögliche Probleme zu reden und Erfahrungen auszutauschen. Auch ich habe ihn, im Gegenzug, über unsere Bachelor- und Masterstudiengänge informiert. Gemeinsam haben wir Ideen entwickelt, wie wir Studierende beider Hochschulen motivieren können, an Erasmusprogrammen in München bzw. in Ljubljana teilzunehmen. Darüber hinaus fanden in der Woche Workshops zu verschiedenen Erasmus-Themen statt, ich habe beispielsweise an einem sehr spannenden Workshop im International Office teilgenommen. In dessen Rahmen haben wir uns intensiv damit beschäftigt, wie sich die Zahlen der

Auslandsstudierenden steigern lassen, wie Lehrende und Verwaltungsmitarbeiter motiviert werden können, am Erasmusprogramm teilzunehmen oder wie sich englischsprachige Veranstaltungen einführen und finanzieren lassen. Zudem diskutierten wir über länderübergreifende Kooperationen für ein ‚Double Degree‘, ein Doppelstudium im Ausland. Insgesamt war mein Aufenthalt wirklich sehr gut geplant und interessant.

Was nehmen Sie aus dieser Woche für Ihre Arbeit an der KSFH mit?

Die TeilnehmerInnen der Staff Week waren alle sehr offen und es fand ein reger Austausch statt. Ich fand es spannend, zu erleben, welche länderspezifische Unterschiede in Bezug auf Erasmus existieren. Besonders stark ist mir aufgefallen, wie unterschiedlich die Länder in ihrem Angebot an englischsprachigen Veranstaltungen aufgestellt sind und wie verschieden die Finanzierung verläuft. So waren beispielsweise zwei Vertreterinnen aus der Türkei anwesend, die darüber berichtet haben, welche Werbemaßnahmen von der Regierung finanziert werden, um ausländische Studierende zu akquirieren. Immer wieder finden Messen statt, an denen die beiden teilnehmen, zudem besuchen sie bis zu acht verschiedene Hochschulen europaweit, um sich als potentieller Studienort ins Gespräch zu bringen. Schreiben sich ausländische Studierende für ein Hochschulsemester ein, erhalten sie viele zusätzliche Services: es gibt Wohnungen für ausländische Studierende, sie können an Sonderprogrammen teilnehmen und haben die Möglichkeit, während des Auslandssemesters im Land zu reisen, hierzu werden Gelder bereitgestellt. Im Gegensatz dazu erzählte eine Kollegin aus Bulgarien, dass ihre Hochschule kaum Gelder zur Verfügung hat, um Erasmus im großen Maße zu fördern oder zu bewerben. In Finnland

und Niederlande gibt es viele englischsprachige Lehrveranstaltungen, an denen auch einheimische Studierende teilnehmen – während die Hochschule in Gran Canaria gerade vergebens versucht, Seminare auf Englisch anzubieten. Die Dozierenden sind (noch) nicht zu überzeugen.

Welche Unterschiede sind Ihnen zwischen Ljubljana und Deutschland aufgefallen?

An der Universität in Ljubljana ist es für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter völlig normal, in Englisch zu kommunizieren. Für die Erasmusstudierende gibt es ein spezielles Programm und einen Beauftragten, der sich persönlich und individuell um die Studentinnen und Studenten kümmert. Neben den Pflichtveranstaltungen werden monatlich Events organisiert, z. B. Besichtigungen von Höhlen, Fahrten nach Venedig etc.

Würden Sie wieder teilnehmen?

Unbedingt, ich fand den Austausch zwischen den TeilnehmerInnen sehr bereichernd. Für die Studienberatung ist es sehr sinnvoll, wenn man von eigenen Erfahrungen berichten kann. Außerdem habe ich mich vor Ort mit einer Erasmusstudierenden der KSFH getroffen. Wir haben über ihre Erfahrungen geredet. Das Treffen mit dem Beauftragten des International Office in Ljubljana war äußerst informativ und hilfreich – ich habe im Gespräch viele nützliche Informationen für Studentinnen und Studenten erhalten, die einen Studienaufenthalt in Slowenien planen.

staff mobility –
teaching training

ERASMUS STAFF TRAINING WEEK AN DER UNIVERSITÄT VERONA

VERONA

Rosemarie Behm,
Prüfungsamt
Benediktbeuern



Gabriele Schlieper,
Prüfungsamt
Benediktbeuern



In welcher Zeit waren Sie unterwegs? Wo und an welcher Hochschule waren Sie?
Wir waren an der Universität Verona. Das dortige International Office gestaltete eine ‚Erasmus Staff Training Week‘ für 16 TeilnehmerInnen aus ganz Europa.

In welcher Zeit waren Sie dort?
Wir waren in der ersten Pfingstwoche in Verona, also vom 25.05.–29.05.2015. Dieser Zeitraum war sehr günstig, da es im Prüfungsamt die etwas ruhigere Zeit ist.

Training-Session teilnehmen. Am zweiten und dritten Tag besuchten wir dann verschiedene Abteilungen der Universität, dort erhielten wir einen vertieften Einblick in den strukturellen Aufbau. Sehr interessant war beispielsweise die große Bibliothek, die in einer ehemaligen Franziskanerkirche untergebracht ist. Zudem wurde uns gezeigt, wie 15.000 Zeugnisdokumente an der Universität archiviert und verwahrt werden. Anders als bei uns werden die

und dafür bewertet wurden. Zum Abschluss besichtigten wir den ‚Giardino Guisti‘, eine wunderbare Gartenanlage direkt neben dem International Office. Das Programm der fünf Tage war sehr abwechslungsreich, ich freue mich noch immer, dass ich daran teilnehmen konnte.

Was nehmen Sie aus dieser Woche für Ihre Arbeit an der KSFH mit?

Rosemarie Behm: Vorher war der Begriff ‚Erasmus‘ einfach nur ein Wort. Im Prüfungsamt haben wir bisher lediglich die Leistungsnachweise unserer StudentInnen ins System eingegeben und manchmal einen Kurzbericht von den jeweiligen Beteiligten erhalten. Jetzt sehe ich diesen europäischen Austausch mit anderen Augen. Als Verwaltungsangestellte haben wir so die Gelegenheit, andere Universitäten in anderen Ländern kennenzulernen. Die Staff Week bot sich zudem perfekt an, um sich mit TeilnehmerInnen aus den verschiedensten Ländern zu unterhalten und (Praxis-)Erfahrungen auszutauschen. Darüber hinaus habe ich festgestellt, dass wir uns als relativ kleine Hochschule keineswegs verstecken müssen. Ganz im Gegenteil: An den großen Universitäten treten meist die gleichen Schwierigkeiten auf wie bei uns, nur sind wir in der Lage – aufgrund der kürzeren Entscheidungswege – sehr viel schneller zu handeln bzw. eine Lösung zu finden.

Gabriele Schlieper: Ich schließe mich den Worten meiner Kollegin an. Die Woche bot sich zudem an, um dauerhafte Kontakte zu knüpfen. So sind zum Beispiel persönliche Kontakte zu den Kolleginnen und Kollegen aus dem International Office und dem Prüfungsamt der Universität Verona entstanden, die hoffentlich über eine lange Zeit bestehen bleiben. Die KSFH pflegt bereits seit 25 Jahren eine Kooperation mit der dortigen Universität, für mich war es nun das erste Mal, dass ich die Hochschule



Wie war die Woche aufgebaut? Gab es einen zeitlichen Ablauf, ein Programm, an dem Sie teilgenommen haben?

Rosemarie Behm: Da wir an einer Staff Week teilgenommen haben, war unser Aufenthalt perfekt – mit verschiedenen Schwerpunktsetzungen – organisiert. Der erste Tag war dem allgemeinen Kennenlernen vorbehalten, zudem wurde uns die Universität von Verona in ihren groben Zügen erklärt. Nachmittags konnten wir im Sprachen-Zentrum an einer Italienisch-

Urkunden nicht durch Bachelorfeier übergeben. Der Workshop zur internationalen Mobilität gab uns einen umfassenden Einblick, wie andere TeilnehmerInnen der Staff Week ihr Erasmus-Programm organisieren. Abgerundet wurden die zwei intensive Tage dann durch eine sehr schöne Stadtführung – Verona hat eine wirklich sehenswerte Altstadt. Am vierten Tag waren wir dann, zugegebenermaßen, etwas nervös, da alle TeilnehmerInnen ihre eigene Hochschule in einer Präsentation vorstellten

INTERNATIONAL WEEK AN DER UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES SEINÄJOKI

SEINÄJOKI

Thomas Fruth,
Fachbereichsreferent Pflegemanagement/
Pflegepädagogik

Wo und an welcher Hochschule waren Sie? In welcher Zeit waren Sie dort?
An der University of Applied Sciences in Seinäjoki, einer Stadt mit ca. 60.000 EinwohnerInnen im Westen Finnlands. Ich war in der Woche vom 09.02.–13.02.15 in Seinäjoki.

Wie war die Woche aufgebaut? Gab es einen zeitlichen Ablauf, ein Programm, an dem Sie teilgenommen haben?

Ich habe die Hochschule im Rahmen der ‚International Week‘ an der Universität Seinäjoki besucht, zu der zahlreiche Lehrende – teilweise in Begleitung von Studierenden – der Partnerhochschulen aus ganz Europa eingeladen waren, die auch Vorträge vor finnischen und internationalen Studierenden gehalten haben. Darüber hinaus haben die finnischen Studierenden die Gesundheitsausbildungen, ihre Studienrichtungen und das Land vorgestellt. Da ich im Rahmen eines Verwaltungsmitarbeiteraustausches dorthin gereist bin, konnte ich an zahlreichen Vorträgen teilnehmen. Die vier Studierenden der Pflegestudiengänge und der Sozialen Arbeit der KSFH, die mich begleiten konnten, haben ihrerseits das deutsche Gesundheitssystem und unsere Hochschule präsentiert.

Was nehmen Sie aus der Zeit dort für Ihre Arbeit an der KSFH mit?

Der unmittelbare Vergleich unserer Pflegestudiengänge mit den Gegebenheiten in einem skandinavischen Land, das gerne als positives Beispiel für erfolgreiche Professionalisierung und Etablierung der Pflegeberufe als gesellschaftlich geschätzte Berufsgruppe angeführt wird, hat mir gezeigt,

dass wir uns mit unserem Anspruch an die Pflegeausbildung (Pflege *dual*) und der Qualität unserer Angebote im internationalen Vergleich nicht verstecken brauchen.

Welche Unterschiede sind Ihnen besonders aufgefallen?

Der Kursaufbau und die ursprüngliche Nutzung der Hochschule als Berufsfachschule haben bei mir, verstärkt durch die räumliche Nähe zum örtlichen Klinikum, den Eindruck hinterlassen, auch tatsächlich eine Berufsfachschule – und keine klassische Hochschule – zu besuchen. Zudem gibt es in Finnland, wie mir vor Ort erklärt wurde, je nach Region teilweise große Unterschiede im Aufbau der Pflegestudiengänge. Man kann dadurch aber verschiedene Stadien einer sehr ähnlichen Entstehung der Akademisierung im Vergleich zur Entwicklung in Deutschland erkennen, was mir gezeigt hat, dass wir bereits ein gutes Stück in der richtigen Richtung unterwegs sind. Insgesamt waren die Gemeinsamkeiten weit größer als die Unterschiede.

Würden Sie wieder teilnehmen?

Durchaus könnte ich mir vorstellen, weitere Beispiele für die Akademisierung der Pflege in anderen Ländern vor Ort kennen zu lernen. Ich würde in Zukunft aber Abstand davon nehmen, dies im Rahmen eines größer angelegten Programms wie der International Week in Seinäjoki zu tun, da ich zwar durch die Gastvorträge die Möglichkeit hatte, viele kurze Schlaglichter auf die Pflegeausbildung und den aktuellen Stand der Pflege in anderen Ländern präsentiert zu bekommen, ein tiefer führender Austausch mit der finnischen Hochschule aber leider nur in geringem Umfang möglich war.

staff mobility –
teaching training

BESUCH DER UNIVERSITY OF ZAGREB UND DER PRAKTIKUMSSTELLE CMS

IN ZAGREB



Martina Welzel,
Sekretariat Dekanat Soziale Arbeit,
Haushalt und Finanzen
an der Abteilung Benediktbeuern

Wo und an welcher Hochschule waren Sie?

Ich war an der University of Zagreb bzw. an der Faculty of Law, an der auch der Studiengang Soziale Arbeit angeboten wird. Zudem habe ich die Praktikumsstelle Centar za mirovne studije (CMS) besucht, einer Organisation, die Gewaltlosigkeit und Frieden fördert, sich für soziale Gerechtigkeit und für die Achtung der Menschenrechte einsetzt.

In welcher Zeit?

Vom 07.04. – 10.04.2015.

Die Auslandspraktikantin hat mir die verschiedenen Arbeitsbereiche ihrer Praktikumsstelle gezeigt und erläutert, sie war zudem beim Austausch mit der Praxisanleiterin und den anderen MitarbeiterInnen dabei. Da mich die beiden Studentinnen bei meinem Hochschulbesuch begleitet haben, standen die studentischen Sichtweisen und Bedürfnisse mit im Vordergrund. Das hat mir an meinem Aufenthalt sehr gut gefallen.

Gastfreundschaft zurückgeben, die ich dort empfangen habe. Ich habe auf jeden Fall keine Gelegenheit ausgelassen, um für unsere Hochschule zu werben.

Welche Unterschiede sind Ihnen besonders aufgefallen?

Mir ist bewusst geworden, wie präsent der so genannte Jugoslawienkrieg im Alltag der Menschen in Kroatien, Bosnien-Herzegowina und Serbien noch ist. Der durch den Krieg entstandene Hass der Bevölkerungsgruppen aufeinander prägt das Leben bis heute und ist bei weitem nicht ausgestanden oder aufgearbeitet. Ich habe größte Hochachtung vor Organisationen wie der CMS, die als Menschenrechtsbewegung um Aufklärung und Friedensstiftung bemüht ist.

Würden Sie wieder teilnehmen?

Auf jeden Fall!



Sandra Kasunić, links
und Charlotte Klute, rechts

Wie war die Woche aufgebaut? Gab es einen zeitlichen Ablauf, ein Programm, an dem Sie teilgenommen haben?

Mein Aufenthalt in Zagreb hatte mehrere Ziele. Auf meinem viertägigen Programm standen das Treffen und der Austausch mit den KSFH-Studentinnen Sandra Kasunić und Charlotte Klute, die dort gerade ein Auslandspraktikum bzw. ein -semester machen, das Kennenlernen der Praktikumsstelle CMS und der Besuch unserer Partnerhochschule University of Zagreb. Die verschiedenen Stationen waren bereits im Vorfeld mit den beiden Studentinnen abgestimmt.

Was nehmen Sie aus dieser Woche für Ihre Arbeit an der KSFH mit?

Ich habe erlebt, wie viele Vorteile den Studierenden ein Auslandssemester oder ein Praktikum im Ausland bringen kann, aber eben auch, welche Schwierigkeiten zum Beispiel in der sprachlichen Verständigung oder bei der Wohnungssuche auftreten können. Im nächsten Jahr werden wir hoffentlich einen Gegenbesuch aus Zagreb in Benediktbeuern begrüßen dürfen, eventuell sogar Studierende der Sozialen Arbeit. Vielleicht kann ich dann unsere Abteilung vorstellen und etwas von der



AUSBILDUNG IN SUPERVISION UND COACHING

Die ‚Ausbildung in Supervision und Coaching‘ am IF hat eine lange Tradition. Bereits 1972 fand der erste Lehrgang statt, damals hieß das Institut für Fort- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung noch Institut für Fortbildung von Fachkräften in der Sozialen Arbeit. Leitmotiv, die Ausbildung ins Portfolio aufzunehmen, war der Bedarf an Supervision im Rahmen des Sozialarbeiterstudiums. Heute beraten Supervisorinnen vor allem Menschen, die bereits mitten im Berufsleben stehen. Mit 15 erfolgreichen Durchgängen und über 240 ausgebildeten Supervisorinnen und -visoren leistet das IF einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung und Qualitätssicherung der Sozialen Arbeit – der 16. Lehrgang startet diesen Winter.



Fort- und Weiterbildungen laufen gut, wenn sie am Puls der Zeit sind. Bedarfe und Angebotsstrukturen ändern sich mit der Situation auf dem Arbeitsmarkt, manches gewinnt, manches verliert an Bedeutung. Mit seiner Supervisions-Ausbildung ist es dem IF gelungen, ein Format zu schaffen, das sich seit den 70er Jahren bewährt. Lag der Fokus eingangs auf der Beratung von Studierenden im Studienverlauf, änderte sich diese Schwerpunktsetzung bald. Im Mittelpunkt steht heute die berufliche Supervision und somit die (sozialpädagogische) Praxis – die Beratungen richten sich an Führungskräfte, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber auch an Ehrenamtliche, die zum Beispiel in der Telefonseelsorge, in der Hospizarbeit oder auch in der Arbeit des Roten Kreuzes eingesetzt werden. Es geht also nicht um Ehe-, Familien- Lebensberatung, auch nicht um eine Therapie, sondern um eine professionelle Beratung im Arbeitsleben. Und hiermit begegnet das IF bestehenden Bedarfen: „Die Nachfrage nach Supervision und Coaching bleibt ungebrochen, wenn sie nicht sogar in den kommenden Jahren weiter zunimmt. Organisationen werden ständig umgebaut, die MitarbeiterInnen müssen sich neu orientieren. Supervision kann in diesem

Kontext sowohl als Instrument zur Professionalisierung verstanden werden als auch als Burn-Out-Prophylaxe“, sagt Prof. Dr. Bernhard Lemaire, Leiter des IF und, neben Prof. Dr. Sabine Pankofer, Lehrgangsleiter der Ausbildung. Die beruflichen Situationen oder auch Umstände, die ArbeitnehmerInnen veranlassen, sich qualifizierte Unterstützung zu suchen, sind unterschiedlich – sie können fachlicher, aber auch kollegialer oder organisatorischer Natur sein. So wenden sich zum Beispiel die MitarbeiterInnen von Kliniken, Kinderheimen oder Psychiatrien, die stark personenbezogen arbeiten und ihr Beziehungshandeln im Umgang mit Abhängigen ständig überprüfen müssen, an Supervisorinnen. Hier ist die Rede von ‚Fall-Supervision‘. Auch werden Coachings relevant, wenn es um die Übernahme einer neuen verantwortungsvollen Tätigkeit geht und hier zunächst die eigene (neue) Rolle geklärt oder auch gefunden werden muss. Des Weiteren können Konflikte im Team, zwischen KollegInnen oder auch zwischen Vorgesetzten und MitarbeiterInnen der Auslöser sein, um sich für eine Beratung durch eine externe Person zu entscheiden. „Supervisionen können auch strategisch eingesetzt werden, zum Beispiel, um die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu beruhigen, wenn es um eine grundlegende

Umstrukturierung innerhalb von Organisationen geht. Immer wieder, und hier muss ich leider etwas deutlicher werden, sind Supervisionen auch dem Versagen von Führungskräften geschuldet, die sich mit der misslichen Situation nicht weiter befassen bzw. den Konflikt nicht persönlich mit ihren MitarbeiterInnen austragen wollen,“ so Prof. Lemaire. Das Ziel der Supervision ist es in jedem Falle, vorhandene Ressourcen zu aktivieren und Handlungsstrategien auf der persönlichen, interaktionellen und der organisationalen Ebene zu entwickeln.

Supervision und Coaching: Was ist das?

Supervision ist eine (selbst-)reflexiv angelegte Beratung in der Arbeitswelt, die zum Ziel hat, das eigene (Rollen-)Handeln zu reflektieren, den Umgang mit KlientInnen oder MitarbeiterInnen zu durchleuchten, sich über schwierige (Arbeits-)Situation klar zu werden und dadurch die eigene Handlungsfähigkeit zu erhalten oder wieder zu erlangen. Sie dient auch dazu, belastende Situationen oder Konfliktsituationen zu bearbeiten und sich selbst damit zu entlasten. Supervision wird einzeln, in der Gruppe oder in Teams praktiziert. In der Teamsupervision wird oft die Zusammenarbeit reflektiert und weiterentwickelt, sie ist damit an der Grenze zur Organisationsberatung angesiedelt. Der Supervisions-Begriff, der im sozialen Kontext als Selbstüberprüfung von beruflichem Handeln zu verstehen ist, wird in der Technik- oder Wirtschaftswelt oft einem Instrument zur Überwachung von bestimmten Abläufen gleichgesetzt. Der Begriff ‚Coaching‘ entspricht inhaltlich etwa der Leitungssupervision. Er stammt aus dem angloamerikanischen Raum und bezeichnet die arbeitsweltliche Beratung für Führungskräfte in (Profit-)Unternehmen.

Grundlage für eine erfolgreiche Supervision ist das Verstehen von Situationen, Verwicklungen, von Strukturen und ihrer Dynamik, das Aufdecken von (Gegen-)Übertragungen und Projektionen. Supervisorinnen sind allparteilich, hinterfragen kritisch, sind respektvoll und können zwischenmenschliche Konfliktsituationen aushalten. Sie

verfügen über eine ‚besondere Wahrnehmung‘, indem sie – um einen Sachverhalt angemessen zu beurteilen – die unterschiedlichen Aspekte von Person, Rolle, Klient, Organisation und Gesellschaft gleichwertig in den Blick nehmen. Prof. Lemaire fasst hier folgend zusammen: „Die Supervisorinnen, die unsere Ausbildung nach dreieinhalb Jahren erfolgreich abschließen, müssen Reflexionsprozesse strukturieren und steuern können. Darüber hinaus müssen sie fundiertes Wissen zu Organisationen vorweisen können, denn nur so sind sie in der Lage, Strukturen zu hinterfragen. Die Supervisorin, der Supervisor muss ein geklärtes Verhältnis zu Macht und Hierarchie haben und muss vor allem sich selbst kennen bzw. um die eigenen ‚Verführbarkeiten‘ wissen.“ Wirkungsvoll ist Supervision dann, „wenn sich der Supervisand neue Perspektiven erarbeitet hat, wenn neue Handlungsoptionen da sind und es ihm gelingt, zu sich selbst in Distanz zu gehen.“ Supervisorisches Arbeiten heißt auch, ständig zwischen Empathie und Distanz zu wechseln – zur Klientin, zum Klienten und zu sich selbst.

Die Ausbildung im IF nutzt systemische Sichtweisen, Erkenntnisse der Psychoanalyse sowie verschiedene Ansätze der huma-

nistischen Psychologie. Lernziele sind die Entwicklung supervisorischer Beratungskompetenzen, dabei werden Methoden-, Feld- und Ich-Kompetenzen unterschieden. So setzen sich die TeilnehmerInnen beispielsweise intensiv mit der Methodik und Didaktik von Einzel-, Gruppen- und Teamsupervisionen auseinander, lernen unterschiedliche Diagnoseinstrumente und Interventionstechniken kennen, eignen sich grundlegendes Wissen über gesellschaftliche und arbeitsweltliche Rahmenbedingungen (von Profit- und Not-for-Profit-Organisationen) an, erfahren, wie sehr die Biographie und Familiendynamik in die Arbeit als Supervisorin oder Supervisor hineinspielt, entdecken das Potential von Gruppen und deren Dynamiken, werden für dramatische Ereignisse sensibilisiert und eignen sich einen professionellen Umgang mit Fremdheit und Unterschieden an.

Die IF-Supervision: zertifiziert und umfassend

Das IF spricht mit seiner Ausbildung Absolventinnen und Absolventen sozial-, human- und geisteswissenschaftlicher



KURZINTERVIEW MIT FELIX BERTH ZUR AUSBILDUNG

(Fach-)Hochschulstudiengänge an. Da die Fortbildung durch den DGsv (Deutscher Gutachter und Sachverständigen Verband e.V.) zertifiziert ist, orientieren sich die Teilnahmevoraussetzungen auch an den Vorgaben des Verbands. Um sich für den Lehrgang anmelden zu können, wird beispielsweise eine mindestens dreijährige Berufstätigkeit nach Abschluss des Hochschulstudiums erwartet; vor Beginn der Ausbildung müssen zudem mindestens 30 Sitzungen bei einer anerkannten Supervisorin oder einem anerkannten Supervisor erbracht werden. Der Lehrgang, der in einer festen Gruppe und mit kontinuierlicher Ausbildungsleitung stattfindet, umfasst 61 Kurstage mit insgesamt 502 Unterrichtsstunden (45 min), 67 Stunden Lernsupervision, 35 Sitzungen Lehrsupervision und sechs Tagen in der Studiengruppe. Die Ausbildung ist demnach sehr intensiv, die Verbindung zwischen den TeilnehmerInnen und dem IF bleibt oftmals über viele Jahre bestehen: „Ein fixer Treffpunkt im Jahr ist der Salonabend, der sich sehr gut anbietet, um Netzwerke zu knüpfen oder auch zu pflegen. Hier treffen die TeilnehmerInnen und Teilnehmer aus dem laufenden Kurs auch auf Ehemalige, um sich über die Fortbildung und die beruflichen Perspektiven auszutauschen“, sagt Prof. Lemaire dazu.



Felix Berth, Referent im Deutschen Jugendinstitut, thematischer Schwerpunkt Frühpädagogik; parallel dazu freiberuflich als Berater tätig, derzeit mit den Schwerpunkten Coaching für Wissenschaftler und Krisenkommunikation in Behörden (www.berth-dirnberger.de)

Wann haben Sie die Ausbildung am IF gemacht?

Ich habe die Ausbildung im Herbst 2009 begonnen und im Frühjahr 2013 abgeschlossen.

Was war Ihre Motivation, sich für den Kurs anzumelden?

Da kam einiges zusammen. Zum einen mein Interesse an Kompetenzen, die ich als Trainer brauchen könnte – ich engagiere mich nämlich seit vielen Jahren in der Journalistenausbildung und habe dabei methodisch einiges gelernt, unter anderem von einem Freund, der Supervisor ist und mir immer wieder deutlich gemacht hat, wie hilfreich eine Beraterperspektive

in solchen Trainings sein kann. Außerdem habe ich, als ich mich für die Ausbildung entschieden habe, schon geahnt, dass mein damaliger Beruf des Tageszeitungsjournalisten durch die Medienkrise in den nächsten Jahren nicht angenehmer werden würde. Mein Gedanke dazu war: Ich möchte nicht mit Mitte 50 zu denen gehören, denen der Verlag dann sagt „Tut uns leid, wir brauchen Sie nicht mehr, hier ist Ihre Abfindung.“ Drittens war es Lust auf etwas Neues: ein neues, interessantes Arbeitsfeld, eine neue Ausbildung, eine neue Perspektive. Das kann man auch unter ‚Mid-life-Neuorientierung‘ fassen. Ich bin daraufhin Anfang 2012 bei der Süddeutschen Zeitung ausgestiegen.

Was haben Sie sich von dem Lehrgang erwartet?

In zwei Wörtern zusammengefasst: beraterische Kompetenz.

Wurden Ihre Erwartungen erfüllt? Inwiefern profitieren Sie in Ihrem Beruf von der Ausbildung?

Ja, die Erwartungen wurden vollständig erfüllt: Ich denke, dass ich eine hervorragende beraterische Grundausstattung bekommen habe. Das Schöne an dieser Ausbildung mit Selbsterfahrungs-Anteilen ist aber, dass sie nicht nur ein neues Arbeitsfeld erschließt. Denn daneben blicke ich anders auf meine Arbeit in Festanstellung, die es ja auch noch gibt – inzwischen allerdings nicht mehr bei der Tageszeitung, sondern an einem sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut. Und manches in meinem ganz privaten Leben sieht auch ein wenig anders aus: entspannter, leichter, aufmerksamer. So gesehen, ist es eben ein sehr umfassendes Lernen, das mir in der Supervisionsausbildung möglich war.



München | 03.–04.03.2016

Forschungsweltenkongress: Methodenvielfalt – Auf der Suche nach dem angemessenen Gegenstand

Der Kongress fokussiert den Schwerpunkt „Angemessenheit der Methoden in der Pflegeforschung“. Darüber hinaus sind alle Disziplinen im Gesundheitswesen angesprochen. Es werden u. a. Beiträge zu Praxis- und Evaluationsforschung, (inter-)nationale Diskurse zu Methoden in der Pflege- und Gesundheitsforschung erwartet. Eingeladen sind Pflegende, PflegewissenschaftlerInnen, GesundheitswissenschaftlerInnen und Studierende der jeweiligen Fachberufe.

➔ www.forschungswelten.info

München | 11.03.2016

Neues PflegeWISSEN nutzen: Aus der Hochschule für die Praxis Neue Perspektiven für die Pflege – Berufsbild „Generalistik“

Fachtagung für Pflegefachkräfte im Altenheim, Krankenhaus und in der Sozialstation, Leitungskräfte in der Pflege, Studierende und Auszubildende

Programm (Stand: August 2015)

- Vortrag: Neue Pflegeausbildung – gesellschaftliche Auswirkungen und EU Kompatibilität N.N.
- Vortrag: ‚Aus drei mach eins‘, Selbst- und Fremdbilder der Pflegeberufe; Habitus
Claudia Hauck, Caritas-Gemeinschaft für Pflege- und Sozialberufe Bayern e. V.
- Forum: Praktische Ausbildung in neuen Feldern – Einsatz in der Kinderkrippe
Pia Franke, Verband katholischer Kindertageseinrichtungen Bayern
- Forum: Einsätze in der ambulanten Akut- und Langzeitpflege – alles NEU?
Anette Lindemann, Bildungszentrum St. Hildegard der Nils-Stensen-Kliniken, Osnabrück
- Forum: Chancen und Grenzen von Pflege als Sozialpflege
Prof. Dr. Christian Rester, Hochschule Deggendorf
- Vortrag: Simulation und SkillsLab in der Pflegeausbildung, Komplexität lehren und lernen
Prof. Dr. Hildegard Schröppel, KSFH

München | 14.10.2016

Irritation und Improvisation – Zum professionellen Umgang mit Unerwartetem

Irritationen und Unerwartetes gibt es in fast allen Lebenssituationen und Professionen und stören unsere Routinen und unsere Pläne. Wir haben gelernt, irgendwie damit umzugehen. Um genau dieses ‚Irgendwie‘ geht es: Wie gehen wir mit Irritation und Unerwartetem so um, dass wir uns zurechtfinden und weiterarbeiten können? Was erlaubt uns, im professionellen Kontext situativ zu improvisieren? Wie können wir kreative Lösungen in Situationen finden, die uns völlig unerwartet, unübersichtlich oder ausweglos erscheinen? Welche Rolle spielt die Haltung, wenn wir die Fassung verlieren? Bei der Beantwortung dieser Fragen steht die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz im Mittelpunkt, der es um eine Rehabilitierung der leiblichen und situativen Kompetenz im Umgang mit unwillkürlichen Phänomenen geht. Eingeladen sind Interessierte an der Praxisrelevanz der Neuen Phänomenologie, Menschen aus verschiedenen Berufsfeldern, die mit Überraschungen umgehen. Die Tagung findet anlässlich des 5-jährigen Bestehens des Münchner Arbeitskreises für Neue Phänomenologie statt.

Programm von 9–16 Uhr (Stand: August 2015)

- Grußwort: der GNP
Heinz Becker, Vorstand der GNP
- Vorträge: Welche Rolle spielt die Haltung im Umgang mit unerwarteten Situationen?
Thomas Latka, München
- Überraschung als Werkzeug
Robby Jakob, Berlin
- Leibliche Gewissheit – Ermöglichung, Begrenzung und Bedingung bei Unbestimmtheiten in (lebendigen) Beziehungsberufen
Sabine Dörpinghaus, Köln
- Auf Katzenpfoten gehen und das Qi miteinander tauschen. Leben als Improvisation à la chinoise
Gundula Link, Freiburg
- Vitalisierung von Organisationen. Ohne Irritationen keine Zukunftsfähigkeit
Heinz Becker, Hamburg
- Das Unerwartete als pädagogische Chance. Historische und aktuelle Einblicke in den Umgang mit Irritationen in der Erziehung
Claudia Schultheiss, München

FILM-PROJEKT ‚GESUND IN HAFT‘: KSFH-STUDENTIN NATHALIE KLING GEWANN DEN SIRIUS-PREIS 2015

Wenn ein animiertes Männchen Inhaftierte über HIV und sexuell übertragbare Krankheiten ohne erhobenen Zeigefinger, dafür mit bekanntem Vokabular aufklärt und das noch auf witzige, aber ernstzunehmende Weise, dann ist das einen Preis wert. Die 22jährige KSFH-Studentin Nathalie Kling gewann für ihre Idee bzw. ihr Filmprojekt den Sirius-Preis. Mit Sirius werden Projekte für ihren innovativen, bedarfsgerechten und erfolgsversprechenden Ansatz in der Präventionsarbeit ausgezeichnet. Für die junge Preisträgerin kam der Preis, dotiert mit 15.000 Euro, völlig überraschend. Ihr Praxis III-Projekt ‚Gesund in Haft‘ sowie fünf weitere präventiv ausgerichtete Projekte wurden unter 53 Bewerbungen in Berlin unter anderem vom Bundesgesundheitsminister ausgezeichnet. In einem Gespräch informiert die Preisträgerin, wie sie zu ihrem Projekt und der Umsetzung kam.



Nathalie Kling,
B.A. Soziale Arbeit, Abteilung München

Nach dem Abitur am Staatlichen Landschulheim Marquartstein – und noch vor ihrem Studium – entschied sich Nathalie Kling dafür, ein Freiwilliges Soziales Jahr zu absolvieren, um sich ihrer beruflichen Ziele bewusst zu werden. Dieses Jahr absolvierte sie im Heilpädagogischen Zentrum Piding. Dort wurde ihr klar, dass sie ihr Vorhaben, einen sozialen Beruf zu ergreifen, weiter verfolgen werde, allerdings nicht in der Arbeit mit behinderten Kindern. Sie entschied sich Soziale Arbeit an der KSFH in München zu studieren. Vor dem Studium konnte sie ein Praktikum in der Justizvollzugsanstalt Bernau (JVA) absolvieren. Während des Studiums engagierte sie sich im Rahmen ihres Praktikums bei der Münchner Zentralstelle für Straffälligenhilfe in den JVAen München und Landsberg. „Mir wurde dabei bewusst, dass gerade Inhaftierte kaum eine Lobby haben. Ich merkte schnell, was Haft bedeutet und mit welchen Problemen die Inhaftierten konfrontiert werden. Meiner Ansicht nach hat jeder Mensch eine zweite Chance verdient.“

Ein weiteres Praxissemester folgte bei der Aids-Hilfe in München. Und gerade HIV und Aids sind auch in Vollzugsanstalten ein großes Thema. Inhaftierte werden ausgegrenzt und gemieden. HIV-positive Häftlinge seien stark stigmatisiert. Teilweise

erhalten diese eingeschränkte Arbeitserlaubnis, damit sich andere Inhaftierte nicht aufregen, obwohl dies mit genügend Aufklärung nicht notwendig wäre. Andere, auch Vollzugsbeamte können mit dem Thema aus Unkenntnis nichts oder wenig anfangen. Im Rahmen ihrer Projektarbeit im Praxissemester (Praxis III, Leitung: Prof. Dr. Andrea Dischler) wollte die Studentin ihr Wissen über die Belange der Inhaftierten, über HIV und andere sexuell übertragbare Krankheiten so verbinden, dass ein dauerhafter Nutzen entsteht. Um auch alle Inhaftierten anzusprechen, was wohl kaum mit einer Broschüre oder Präventionsveranstaltung zu erreichen sei, wählte sie als Medium das Fernsehen und so entwickelte sie einen 40minütigen Film mit dem Titel ‚Gesund in Haft‘. Fernsehen ist eine Hauptbeschäftigung der Inhaftierten.



Sport: ein wichtiger Zugang zu den Inhaftierten

Einen Zugang zu den Straffälligen zu finden ist nicht einfach. Nathalie Kling wusste jedoch, dass sich viele für Sport begeistern können und viel Kraftsport betrieben wird. Allerdings fast ausschließlich Kraftsport und wenig Ausdauertraining. Gerade aber über den Sport sei es wiederum möglich, die männlichen Straffälligen zu erreichen und so setzt sich ihr Präventionsfilm auch aus zwei Teilbereichen zusammen. Zum einen

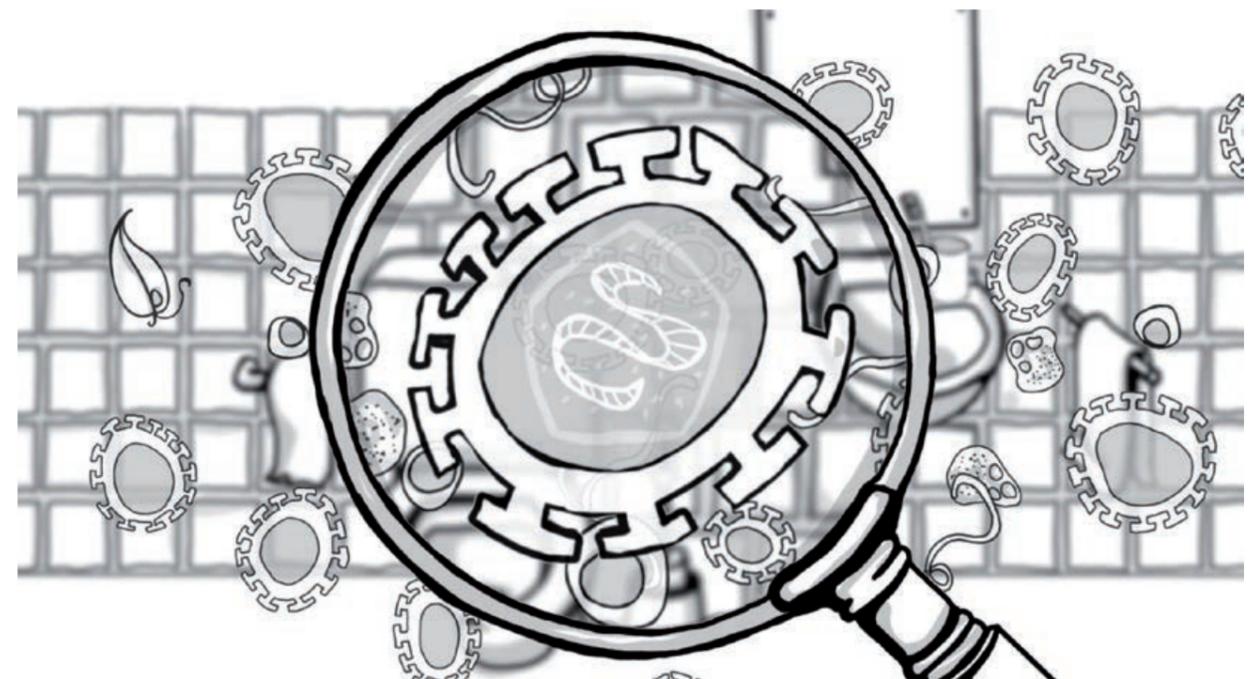


wird durch praktische Beispiele gezeigt, wie sich der Inhaftierte, auch in dem engen Bereich seiner Zelle, sportlich betätigen kann, um Rücken- und Herz-Kreislaufproblemen vorzubeugen. Ein Physiotherapeut habe hier geholfen und ein Sportbeamter der JVA macht die sportlichen Übungen vor, die der Inhaftierte nachmachen kann. Zwischen den sportlichen Sequenzen, gewissermaßen in der Erholungsphase, werden dann mit Hilfe eines witzigen Comics entsprechende Tipps zur Hygiene geboten. Explizit geht die Studentin dabei auch auf die Angst der Ansteckung ein und informiert, dass diese im normalen, alltäglichen Umgang kaum möglich ist. Sie nimmt sich damit den Sorgen der Inhaftierten an und klärt auch über Schutzmaßnahmen auf.

Nathalie Kling berichtete, dass diese Form der Projektarbeit auch für sie Neuland war und sie von dreizehn Leuten

Unterstützung erhalten habe. Mit deren Hilfe konnte ein professioneller Film zustande kommen. Besonders freute sie die Unterstützung von David Oldenburg, der ihre Story für den Comic malerisch umsetzte und die Animation hierzu machte und Jacqueline Hofer, die wesentlich an der Produktion beteiligt war. Dieser Preis – das Preisgeld wird übrigens zur Fortführung des Projekts verwendet – sei für sie etwas ganz besonderes, sagte Nathalie Kling. Damit werde ihre ehrenamtliche, über Monate hinweg akribisch ausgeführte, Arbeit von höchster Stelle honoriert. Diese Anerkennung freue sie besonders. Der Film läuft seit dem 25.07.2015 täglich in einer Endlosschleife (24 Stunden) über den anstaltseigenen Sender der JVA München und soll nun eventuell in weiteren JVAen in Bayern gezeigt werden. Das Filmmaterial soll die Straffälligen dazu animieren, sich gesund zu ernähren und zu bewegen und zugleich über HIV und sexuell übertragbare Infektionen aufklären. Anhand der Einschaltquoten lässt sich bereits zum jetzigen Zeitpunkt sagen, dass die Studentin Nathalie Kling, die überdies kurz vor ihrem Bachelorabschluss steht, hier einen bemerkenswerten Beitrag leistet.

Beitrag: Tamara Eder



2015 Ausgezeichnet

Der Förderverein Katholische Stiftungsfachhochschule München e.V. prämiiert Bachelor- und Masterarbeiten von Studierenden an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München

Im April prämierte der Förderverein Katholische Stiftungsfachhochschule München e.V. in seiner Veranstaltung ‚Ausgezeichnet 2015‘ Bachelor- und Masterarbeiten von Studierenden der KSFH, die sich in Originalität und Aktualität hervorheben – und dadurch einen wichtigen Beitrag zum sozialpolitischen Diskurs leisten. In diesem Jahr diente die Bachelorarbeit ‚Zum Verhältnis von Schmerz und Schmerzfreiheit in der Palliativpflege aus leibphänomenologischer Perspektive‘ von Susanne Klett (Studiengang Pflegepädagogik) als Leitthema der Dialogveranstaltung, die in eine Podiumsdiskussion mit Vertreterinnen und Vertretern aus Praxis und Wissenschaft mündete. Die ausgebildete Gesundheits- und Krankenpflegerin Susanne Klett arbeitet mittlerweile als Pflegepädagogin an der Berufsfachschule für Altenpflege und Altenpflegehilfe in Penzberg. Im Interview berichtet sie über Ihre Themenwahl und erklärt, warum es in der Palliativpflege wichtig ist, über die schulmedizinische Perspektive hinauszugehen.

„DAS ERSPÜREN VON INDIVIDUELLEN SCHMERZSITUATIONEN IST ZENTRAL, UM MENSCHEN IN DER LETZTEN LEBENSPHASE ZU BEGLEITEN“

Frau Klett, wie kamen Sie zu dem Thema Ihrer Bachelorarbeit?

Mein Interesse an dem – in der Praxis noch sehr speziellen – Thema der Leibphänomenologie entwickelte sich in den Vorlesungen von Frau Prof. Dr. Uzarewicz. Als ausgebildete Gesundheits- und Krankenpflegerin hatte ich bis dato oft mit Menschen in der letzten Lebensphase zu tun. So habe ich beispielsweise mehrere Jahre in einem Krankenhaus auf einer Station für Innere Medizin gearbeitet – und in dieser intensiven Zusammenarbeit mit den betroffenen Menschen gelernt und verstanden, dass Schmerzlinderung durch Medikamente nur ein Teil der Behandlung sein kann. Meine beruflichen Erfahrungen zeigen mir, dass es nicht minder wichtig ist, ‚Erspürtes‘ in die Betreuung einzubeziehen. Pflegefachkräfte, so behaupte ich, entwickeln sehr bald ganz sensible Sensoren für das Wohlergehen der Menschen, um die sie sich kümmern. Sie spüren, wenn da etwas ist, das über das medizinische Pflegeverständnis hinausgeht. Immer dann, wenn es um dieses Erspüren, also um eine leibliche Kommunikation geht, kommt die leibphänomenologische Perspektive in der Pflege zum Tragen.

Können Sie den Begriff der Leibphänomenologie nochmals genauer beschreiben?

Für mich lässt sich die Leibphänomenologie gut durch die Abgrenzung von Körper und Leib beschreiben. Unser Körper ist eine Materie, die sich begrenzen lässt. Wir können ihn befühlen, ertasten, vermessen und mit all unseren Sinnen wahrnehmen. Der Leib hingegen reicht soweit wie das Spürbare und über das sinnlich Wahrnehmbare hinaus. Unter dem eigenen Leib eines



Susanne Klett, Gesundheits- und Krankenpflegerin; Absolventin des Studiengangs Pflegepädagogik

Menschen versteht man das, was er in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann. Das Spürbare sind die leiblichen Reaktionen wie Schmerz, Hunger, Durst, Angst, Behagen etc. So sind wir beispielsweise beschwingt, wenn wir gute Musik hören oder wir fühlen uns wohl, weil wir von anderen Menschen umgeben sind. Die leibphänomenologische Perspektive in der Pflege setzt deswegen auch die leibliche Anwesenheit von Patient und Pflegekraft voraus – und geht davon aus, dass zwischenmenschlich Erspürtes in Handlungswissen umgesetzt und als Basis für eine angemessene Pflege genutzt wird.

‚Erspürtes‘ hat in der Schulmedizin keinen leichten Stand. Wie kann es gelingen, hier die passenden Worte – die dann auch zu den richtigen Maßnahmen führen – zu finden?

Es ist tatsächlich nicht leicht, mit Erspürtem zu argumentieren, wenn es um das Befinden der Patienten geht. Viele Ärzte reagieren darauf, indem sie zunächst den Puls messen und eine verbale Verortung der Schmerzen einfordern. Der Leibphänomenologe Hermann Schmitz hat hier durch sein Alphabet der Leiblichkeit wesentlich zur Kommunikation beigetragen.

Sie bringen die Leibphänomenologie bewusst in Verbindung mit Schmerz und



Schmerzfreiheit in der Palliativpflege. Ich habe ein Gespräch mit angehört, das zwei ältere Damen miteinander geführt haben. Eine der beiden sagte in diesem Moment: „Wenn ich morgens aufwache und mir tut etwas weh, dann weiß ich wenigstens, dass ich noch lebe.“ Was sie da sagte, steht im Widerspruch zu dem Bestreben in der Palliativpflege, stets eine Schmerzlinderung herbeizuführen. Mir wurde klar, dass das Phänomen Schmerz zwei Gesichter haben kann – das interessierte mich, ich fasste den Entschluss, mich im Rahmen einer Literaturliteraturarbeit intensiver mit den Dimensionen von Schmerz in der Palliativpflege auseinanderzusetzen.

Inwiefern ändert die leibphänomenologische Perspektive die Palliativpflege?

Sie macht pflegerische Konzepte, wie etwa die Basale Stimulation begründbar und auch ‚besprechbarer‘. Bei dieser Methode halten die Pflegefachkräfte den Menschen eben nicht nur das Händchen, um es hier überspitzt auszudrücken. Es wäre ein nächster Schritt, dass die leibphänomenologische Perspektive nicht nur in der Pflegewissenschaft eine Rolle spielt, sondern auch in der täglichen Arbeit der Pflegenden ankommt. Diese müssen tatsächlich erst noch davon überzeugt werden, dass es den betroffenen Menschen durchaus weiterhilft, wenn sie nicht nur hören, sondern auch spüren dürfen, dass jemand bei ihnen ist und das gesprochene Wort in solchen Momenten – vielleicht sogar gänzlich – an Bedeutung verliert.

Was meinen Sie mit besprechbarer?

Können Sie hier ein Beispiel nennen?

Zwei zentrale Begriffe in der Leibphänomenologie sind ‚Enge‘ und ‚Weite‘. Der Schmerz, beispielsweise, wirkt beengend,

Spannungen sperren ein. Mit dieser Terminologie lässt es sich besser erklären, wenn ein Patient eine andere Lagerung braucht, weil er sich durch die Weichlagerungsmatratze, auf der er eventuell schon viele Wochen liegt, selbst nicht mehr spüren kann. Er verliert sich also in der Weite und braucht wieder mehr Enge. Hier können Kissen helfen, um die Körpergrenzen spürbarer zu machen. Unabhängig jedoch von jeder verbalen Erklärung, bin ich der Meinung, dass das Erspüren von individuellen Schmerzsituationen zentral ist, um Menschen in der letzten Lebensphase professionell zu begleiten.

Podium im Rahmen der Veranstaltung ‚Ausgezeichnet 2015‘: Dr. med. Anna Bresele, Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz, Susanne Klett, Prof. Dr. Hermann Sollfrank, Hermann Reigber (v. l. n. r.)

2015

Ausgezeichnet

Tobias Raßdörfer befasste sich in seiner Bachelorarbeit mit den ‚Interventionen zur Reduktion körpernaher freiheitseinschränkender Maßnahmen‘. Der Absolvent des Studiengangs Pflegepädagogik, der bereits fast zehn Jahre in der Intensivpflege gearbeitet hat, befasste sich schon immer kritisch mit mechanischen oder auch medikamentösen Maßnahmen, die dazu führen, Patienten in ihrer Bewegungsfreiheit einzuschränken (feM). Sein Studium motivierte ihn, sich noch intensiver mit dem Thema auseinanderzusetzen – und im Rahmen seiner Bachelorarbeit auf Basis einer wissenschaftlichen Literaturanalyse nach Alternativen für die Erwachsenenintensivpflege zu suchen. Für seine wichtige inhaltliche Arbeit erhielt er im Rahmen von ‚Ausgezeichnet 2015‘ eine Würdigung.

„EINE REDUKTION VON FREIHEITSENTZIEHENDEN MASSNAHMEN IN DER ERWACHSENEN-INTENSIVPFLEGE IST MÖGLICH!“

Herr Raßdörfer, wie kamen Sie zu dem Thema Ihrer Bachelorarbeit?

In fast zehn Jahren Berufserfahrung in der Intensivpflege habe ich sehr viele Situationen mit mechanischen Fixierungen und medikamentösen freiheitseinschränkenden Maßnahmen erlebt. Als Neuling im Beruf hat mich die Umsetzung dieser Maßnahmen innerlich stark beschäftigt, trotzdem nahm ich sie irgendwie als gegeben hin – da sie „zum Schutz der Patienten eben sein müssen“ – und führte sie aus. Mit zunehmender Erfahrung fing ich an, reflektierter mit feM umzugehen. Im Laufe meines Pflegepädagogikstudiums änderte sich, auch durch die Lerninhalte und ethischen Werte, die mir vermittelt wurden, mein Blickwinkel vollends. Für mich eröffnete sich ein neuer Horizont im Umgang mit freiheitsentziehenden Maßnahmen, gleichzeitig ergaben sich immer mehr neue Fragen, so eben auch die Ausgangsfragen meiner Bachelorarbeit: Welche Interventionen zur Reduktion körpernaher freiheitseinschränkender Maßnahmen gibt es in der stationären Erwachsenenintensivpflege und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Lehre?

Auf welcher Ausgangssituation gründet Ihre Bachelorarbeit?

Die deutschsprachige Pflegefachliteratur beschäftigt sich bislang kaum mit der Reduktion körpernaher freiheitseinschränkender Maßnahmen in der Intensivpflege. In deren Praxis zeigt sich demgegenüber, dass derartige, im höchsten Maße in die Menschenrechte eingreifende Maßnahmen sehr häufig Anwendung finden. Ich beziehe mich in meiner Bachelorarbeit auf das Berufsfeld der stationären Erwachsenenintensivpflege.

Warum wollten Sie in diesem Bereich ei-



Tobias Raßdörfer, Intensivpflegekraft; Absolvent des Studiengangs Pflegepädagogik

nen wissenschaftlichen Beitrag zu leisten? Wo steht die Pflege aktuell?

Mein wissenschaftlicher Beitrag zielt darauf ab, Pflegepraktikerinnen und -praktiker für die Thematik zu sensibilisieren. Es wird aufgezeigt, weshalb die Auseinandersetzung mit feM so bedeutsam ist, welche massiven negativen Effekte durch deren Anwendung entstehen und wie gering der Nutzen nach heutigem Kenntnisstand ist. Darüber hinaus möchte ich mit meiner Arbeit den vielfachen rechtlichen Unsicherheiten, die in der Praxis vorhanden sind, begegnen. Im Schwerpunkt geht es mir darum, wissenschaftlich erforschte Alternativen zu benennen, um möglichst konkrete Maßnahmen mit bestmöglichem Nutzen anwenden zu können. Unter diesen Alternativen wird die Mitarbeiterschulung in verschiedensten Quellen mit höchster Evidenz beschrieben. Daher erscheint es aus meiner Sicht nur konsequent, an dieser Stelle weiter zu denken. Aus dem vorangegangenen aufbereiteten Wissen lassen sich Konsequenzen für die Lehre ableiten, die vor allem Pflegepädagoginnen und Pflegepädagogen zum Anstoß dienen können.

Zu Ihrer zweiten Frage: Die Anwendung von freiheitsentziehenden Maßnahmen im Gesundheitswesen ist weit verbreitet. Gleichzeitig lässt sich durch verschiedenste

Kampagnen, Kooperationen und Informationsbereitstellung eine Sensibilisierung gegenüber der Thematik feststellen. Diese Bemühungen beziehen sich in Deutschland zumeist auf die professionelle Pflege in Alten- und Pflegeheimen. Dabei stellt sich das Thema für die stationäre Intensivpflege als ebenso relevant dar, da die Fixationsraten dort häufig am höchsten sind. Sie variieren zwischen verschiedenen Einrichtungen und Stationen sehr stark und liegen in Deutschland bei durchschnittlich 36,4%.

Warum werden gerade auf Intensivstationen feM angewandt? Welcher Natur sind diese Maßnahmen?

Die Anwendung körpernaher freiheitseinschränkender Maßnahmen auf Erwachsenenintensivstationen begründet sich in den allermeisten Fällen durch die potentiell lebensbedrohliche Gefahr patienteninduzierter Therapieunterbrechung. Beispielsweise seien hier die Gefahren einer Selbstextubation genannt. Die Abwägung zwischen körperlicher Unversehrtheit und den Freiheitsrechten einer Person ist hier äußerst schwierig und hochkomplex. Intensivpflegekräfte versuchen für agitierte Patienten eine sichere Umgebung zu schaffen, gleichzeitig die Versorgung mit potentiell lebenserhaltenden, medizintechnischen Geräten sicherzustellen und die Freiheit, Würde und Autonomie der Patienten zu wahren. Am häufigsten werden Bettgitter, gefolgt von Fixiergurten für beid- oder einseitige Handfixierung verwendet. Aber auch andere Fixiergurte oder ein Tischsteckbrett am Stuhl finden Anwendung. Über die Anwendung chemischer feM können letztlich keine verlässlichen Daten geliefert werden. Eine eindeutige Abgrenzung zwischen dem gezielten Einsatz zur Ruhigstellung und einer Therapie, die eine sedierende Nebenwirkung in Kauf nimmt, ist kaum möglich.

Zu welchen Ergebnissen kommen Sie? Was schlagen Sie den Pflegefachkräften auf Intensivstationen vor, um die freiheitsentziehenden Maßnahmen zu reduzieren?

Letztlich gibt es kaum wissenschaftlich begründete Empfehlungen für Einzelmaßnahmen. Stattdessen stehen ein reflektierter Umgang mit feM und ein Überdenken der

eigenen Haltung diesbezüglich im Vordergrund. Weitblick und Kreativität in einem verbesserten, interdisziplinär getragenen Entscheidungsfindungsprozess sind gefragt. Hierbei ist die Fort- und Weiterbildung ein entscheidender Faktor. Durch die Benennung geeigneter Assessmentinstrumente sowie die Empfehlungen zu frühzeitigerer Extubation, oraler Melatoningabe und Lärmreduktion beispielsweise, bekommen Pflegekräfte auch greifbare Hilfestellungen an die Hand.

Sie unterteilen Ihre Ergebnisse in Ebenen – in die Ebene der Pflegefachkräfte, in die Patientenebene und in die Umgebungsebene. Die Ebene der Pflegefachkräfte bzw. die Handlungsmöglichkeiten, die auf dieser Ebene zu einer Reduktion führen, haben Sie gerade beschrieben. Können Sie bitte auch auf die Ebene der Patienten bzw. der Umgebung eingehen?

Auf Ebene der Patienten sind Interventionen aufgeführt, die das persönliche Risikoprofil beachten und primär am zu Pflegenden selbst ansetzen. Eine klare Abgrenzung zur Ebene der Pflegefachkräfte erscheint aufgrund der engen Interaktion kaum möglich. Im Hauptfokus auf dieser Ebene steht, die zugrundeliegenden Ursachen zu erforschen: Hat die Patientin, hat der Patient Schmerzen? Liegen Medikamentennebenwirkungen vor? Ein zweiter wesentlicher Ansatzpunkt ist die Behandlung des (evtl. unerkannten) Delirs, aber auch eine verstärkte Mobilisation, eine Verbesserung des Wohlbefindens sowie Reden und Erklären können hilfreich sein.

Was meinen Sie mit ‚Umgebung‘?

Zur Umgebungsebene lassen sich alle Interventionen zählen, die das räumliche, organisatorische und psychosoziale Milieu des zu Pflegenden und der Einrichtung betreffen. Hier spielt die Führungspolitik, eine Erhöhung der Personalquote, die Einbeziehung von Angehörigen und eben das psychosoziale Milieu des zu Pflegenden eine Rolle.

Was ist Ihre Botschaft an die Praxis?

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Die Botschaft an die Praxis ist ein motivierendes „Ja! Eine Reduktion von freiheitsentziehenden Maßnahmen in der Erwach-

senintensivpflege ist möglich!“ Hierzu finden sich auch einige Best-Practice Beispiele. Jedoch geht es mir dabei nicht um ‚gute‘ Daten für ein Benchmark der Institutionen, sondern um das dahinter stehende Wohl der Betroffenen. Für die Zukunft erhoffe ich mir, dass sich PflegewissenschaftlerInnen dem enormen einschlägigen Forschungsbedarf annehmen. Weiterhin wünsche ich mir, dass meinen KollegInnen der Pflegepädagogik und des Pflegemanagements die Thematik mehr und mehr ans Herz wächst. Sie können durch ihre Positionen Veränderungen im Einzelnen und durch ihre MultiplikatorInnenfunktion somit viel Positives bezüglich feM bewirken.

Lehre



Joachim Burkard, Abteilung Benediktbeuern, ist seit dem Wintersemester 2015/16 Professor für Pastoraltheologie im Studiengang Religionspädagogik und kirchliche

Bildungsarbeit. Er studierte in Freiburg und Wien Theologie und wurde mit einer Arbeit zum Thema Schulpastoral promoviert, die er neben seiner Tätigkeit als Schülerseelsorger erstellte. Von 2002–11 leitete er als Diözesanjugendpfarrer die Abteilung Jugendpastoral im Erzbischöflichen Seelsorgeamt in Freiburg. In dieser Zeit arbeitete er mehrfach bei den Fachgesprächen der Jugendkommission der Deutschen Bischofskonferenz zum Thema Bildung mit. Im Januar 2012 wurde er zum Regionaldekan der Region Bodensee-Hohenzollern berufen. Schwerpunkte dieser Tätigkeit lagen in der lokalen Kirchenentwicklung und der Aus- und Fortbildung von Ehrenamtlichen. In seinem Fach beschäftigt ihn der Entwurf einer pneumatologisch basierten Pastoraltheologie, die dem Postulat folgt, dass alles, was die Handelnden in der Kirche sind, tun oder sagen, den Stempel des Geistes Gottes trägt und in seinem Dienst steht. Damit die Lehre vom Gottesgeist zur Grunddimension der praktischen Theologie werden kann, benötigt sie insbesondere Kriterien, um sich zu vergewissern, wo der Heilige Geist das Reich Gottes bewirkt.



Oliver Dyma, Abteilung Benediktbeuern, ist seit März 2015 Inhaber der Professur für Biblische Theologie im Studiengang Religionspädagogik und kirchliche Bildung.

Er studierte Theologie in Tübingen bis 2000 mit einer Zwischenstation in Jerusalem. Anschließend arbeitete er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Altes Testament der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Er wurde 2008 mit einer religionsgeschichtlichen Arbeit zu den Wallfahrtsfesten am so genannten ‚Zweiten Tempel von Jerusalem‘ promoviert. Seine Habilitation befasste sich mit dem Sacharja-Buch und dessen Rezeptionen. Diese schloss er 2013 ab. Im Sommersemester 2014 vertrat er die Professur für Biblische Theologie an der TU Dresden. Er ist außerdem als Dozent am Ambrosianum in Tübingen (Hebräisch und Bibelkunde, davor auch Griechisch) sowie am Studium Rudolphinum in Regensburg (Einleitung und Exegese des Alten Testaments) tätig.



Evmarie Haager ist seit Oktober 2015 in Vertretung von Frau Kleespies Inhaberin der Professur für Recht in Pflege und Sozialer Arbeit im Fachbereich Pflege. Sie

studierte Rechtswissenschaften an der LMU in München und wurde Anfang 2013 zum Thema der Schlechterstellung von angestellten und freischaffenden Urhebern im Bereich der neuen Nutzungsarten promoviert. Nach ihrer Beschäftigung als Verlagsjuristin beim Langenscheidt Verlag war sie von 2010 bis 2015 als Personalreferentin für die Diözese Eichstätt und als Dienstgebervertreterin in der Bayerischen Regional-KODA tätig. Parallel zu ihrer jetzigen Professur ist sie im Bereich des Arbeitsrechts beim C. H. Beck Verlag tätig. Frau Haager wirkt bereits seit 2013 als Lehrbeauftragte an der hiesigen Hochschule in den Bereichen Arbeitsrecht und Sozialrecht. An der KSFH möchte sie vor allem den rechtlichen Fragen nachgehen, die sich im Bereich der Pflege angesichts der demographischen Entwicklung stellen.



Anita Hausen, Abteilung München, ist seit Oktober 2015 Inhaberin der Professur für Versorgungsforschung und Versorgungskonzepte mit Schwerpunkt pflegerische

Versorgung im Alter am Fachbereich Pflege. Zudem übernimmt sie die Studiengangsleitung für Pflege *dual*. Vor ihrem akademischen Weg war sie in verschiedenen Bereichen der Krankenpflege tätig. Ihr Diplomstudium Gesundheitsmanagement und Gesundheitsförderung an der Hochschule Magdeburg-Stendal schloss sie im Jahr 2004 ab. Danach studierte sie postgradual Gesundheitswissenschaften an der Freien Universität Berlin. Während der Studienstzeit war sie u. a. für die Siemens Betriebskrankenkasse in Berlin tätig. Nach dem Masterstudium war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Aalen tätig, wo sie maßgeblich am Aufbau des Studienangebots Gesundheitsmanagement beteiligt war. Der Tätigkeit folgte die Mitarbeit im Forschungsprojekt Professionalisierung interaktiver Arbeit, zudem leitete sie das Projekt Qualitätsindikatoren in der integrierten Versorgung. Die Promotion erfolgte 2012 in Public Health am Fachbereich Human- und Gesundheitswissenschaften der Universität Bremen, danach wechselte sie an das Universitätsklinikum Ulm, wo sie Projekte zur Versorgungsforschung am Institut für Allgemeinmedizin leitete.



Daniel Flemming, Abteilung München, ist seit April 2015 Inhaber der Professur Informatik und Informationstechnologie in Pflege und Sozialer Arbeit. Er studierte nach

seiner Krankenpflegeausbildung Krankenpflegetherapeut an der Hochschule Osnabrück. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsgruppe Informatik im Gesundheitswesen, deren stellvertretender Leiter er seit 2010 war, forschte und lehrte er im Anschluss an der Hochschule Osnabrück. In seiner Promotion befasste er sich mit der IT-Unterstützung kommunikativer und kognitiver Prozesse in pflegerischen Dienstübergaben mithilfe einer erweiterten Elektronischen Patientenakte. Daneben zählen zu seinen Schwerpunkten die Gesundheitstelematik, die Interoperabilität heterogener IT-Systeme sowie die Nutzung von Terminologien im Gesundheitswesen und in der Sozialen Arbeit. An der KSFH möchte er seine Professur als Bindestrich-Informatik in den Fachbereichen in Forschung und Lehre etablieren.



Kathrin Maier, Abteilung München, ist seit Oktober 2015 Professorin für Pädagogische Psychologie in der Sozialen Arbeit. Ihr Doppelstudium zur

Diplom-Pädagogin mit Hauptfach Sozialpädagogik und zur Diplom-Psychologin an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt schloss sie im Jahr 2008 ab. Nach einer dreijährigen Berufspraxis in der AUDI AG Ingolstadt kehrte sie als Lehrkraft für besondere Aufgaben an die KU Eichstätt-Ingolstadt zurück, wo sie 2014 in der Kognitionspsychologie promovierte. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen den Bereich Usability im Rahmen der angewandten Kognitionspsychologie, die berufliche Karriereforschung wie auch Verantwortung, Normen und Werteorientierungen in ihrem Einfluss auf soziale Handlungskontexte (u. a. Inklusion, Gesundheitsförderung, Nachhaltigkeit).



Anna Noweck, Abteilung München, ist seit Oktober 2015 Professorin für Theologie in der Sozialen Arbeit. Anna Noweck hat

Katholische Theologie und Germanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie im Theologischen Studienjahr Jerusalem studiert. Im Anschluss nahm sie die Promotion zur Frage der Bildungsgerechtigkeit katholischer Schulen aus sozialer Perspektive auf und begann zeitlich die berufliche Tätigkeit bei missio München, wo sie das Referat für weiterführende Schulen aufbaute. Aufbauend auf Auslandsaufenthalten – vor allem in Asien – lagen die inhaltlichen Schwerpunkte dabei auf den Themenbereichen HIV/Aids und Geschlechtergerechtigkeit, für die sie crossmediale Medien mit entwickelte. Nach Abschluss der Promotion 2013 wechselte sie als Theologische Grundsatzreferentin zum Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising, wo sie im Kontext der Laienarbeit vor allem die Themen Flucht und Asyl und Begleitung in der letzten Lebensphase betreute.



Gabriel Schoyerer, Abteilung München, ist seit Juni 2015 Professor im Fachbereich Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Kindheitspädagogik (Elternzeitvertretung).

Er studierte Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie (Dipl. Päd.) sowie Erlebnispädagogik an der Universität Augsburg, wo er 2013 promoviert wurde. Nach seinem Studium arbeitete er in der ambulanten und teilstationären Jugendhilfe sowie in der beruflichen Weiterbildung. Seit 2008 forscht er am Deutschen Jugendinstitut in München zu den Schwerpunkten Erziehung und Bildung in Arbeitsfeldern der Kindertagesbetreuung. Sein aktuelles, ethnographisch ausgerichtetes Forschungsprojekt untersucht die Konstitution von Alltag und Interaktion in Angeboten der Kindertagesbetreuung aus einer professionstheoretischen Perspektive. Er war Lehrbeauftragter an verschiedenen Universitäten und Hochschulen (Innsbruck, Augsburg, München). Sein besonderes Interesse in Forschung und Lehre gilt der Kindheitspädagogik als Profession.



Dominik van Aaken, Abteilung München, ist seit dem Wintersemester 2015/16 Professor für Management in der Pflege. Nach seiner

Ausbildung zum Bankkaufmann in München studierte er BWL an der KU Eichstätt-Ingolstadt. Danach arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der LMU am Lehrstuhl für Unternehmenspolitik und strategische Führung. 2007 schloss er seine Promotion zum Thema ‚Pluralismus als Ethik ab‘. Es folgte ein Stipendiat des Zentrums für organisationstheoretische Grundlagenforschung (angegliedert an die LMU). Ab 2009 übernahm er die stellvertretende Leitung eben dieses Forschungsinstituts und habilitierte am Lehrstuhl für Controlling. 2014 erfolgte dann die Habilitation in BWL. Seit 2007 begleitet und leitet er Beratungsprojekte in der Unternehmenspraxis, insbesondere im Dienstleistungsbereich. Seine Forschungsschwerpunkte sind Theorien der Unternehmensethik und strategische Führung von Organisationen. In beiden Bereichen interessiert ihn vor allem die Frage, inwieweit die soziale Schicht (Herkunft, aktuelle Position) die Einstellungen von ManagerInnen prägen.

Verwaltung

DIREKTION



Wolfram Frhr. v. Haxthausen

ist seit Oktober 2015 Verwaltungsdirektor an der KSFH. Nach seinem Studium der Elektrotechnik an der Ruhr-Universität Bochum, trat er 1991 in die Siemens AG in den Bereich der Kommunikation/Telefonie ein und verantwortete dort den Aufbau entsprechender Technologien in den damals fünf neuen Bundesländern. Im Herbst 2004 folgte der Wechsel von der Vertriebsorganisation in die hauseigene Academy, die technische Schulungen für Firmenmitarbeiter, Partner und Kunden durchführt. Parallel immatrikulierte er sich für den ‚Executive MBA‘ an der University of Maryland, den er 2008 mit Master degree abschloss. 2008 verkaufte die Siemens AG ihren bisherigen Geschäftsbereich und somit auch die Academy an einen amerikanischen Investor und zog sich aus der Leitung und Steuerung des Bereichs vollständig zurück. Unter internationaler Unternehmensführung stieg er 2012 in leitende Position auf und übernahm als ‚Head of Operation Management‘ folgende Schwerpunkte: Führung der eigenen Mitarbeiter und externe Dienstleister; Budgetplanung und Controlling (Umsatz ca. 8 Mio. €); IT und Prozesse (inkl. Web-Portal und CRM System); Planung der Kurstermine (ca. 2800 p.a.) inkl. Technik; Teilnehmerverwaltung mit Beratung, Buchung und Bestätigung, termingerechte, monatliche Fakturierung; interne Organisation und Beschaffungswesen; Hausmanagement und -verwaltung der beiden Häuser in Berlin und München. Als Mitglied der Hochschulleitung und Bindeglied zwischen Hochschule und Stiftung ist er an der KSFH nun mit den allgemeinen Themen der Verwaltung sowie der Haushaltsplanung und des Controllings befasst.

VERWALTUNGSMITARBEITERINNEN UND -MITARBEITER

- **Angelina Burch**, 1.08.2015, Prüfungsamt (Pflegermanagement, Pflegepädagogik), Abteilung München
- **Tiziana Cossu**, 1.09.2015, Referentin der Verwaltungsdirektion
- **Barbara Duc**, 21.09.2015, Teamassistentin des International Office
- **Carolina Espitia Gascon**, 1.09.2015, Projektmitarbeiterin BildungsausländerInnen, International Office
- **Stephanie Gries**, 1.01.2015, Systemadministratorin, Abteilung Benediktbeuern
- **Tobias Irlinger**, 16.03.2015, Leitung IT
- **Anika Kehrer**, 15.07.2015, IT-Projektstelle Technische Dokumentation, Abteilung München
- **Raffaella Klück**, 1.07.2015, Fachbereichsreferentin Soziale Arbeit/Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit (Öffentlichkeitsarbeit), Abteilung Benediktbeuern
- **Doris Kordon**, 1.07.2015, Leiterin Studienservice I – Praxis-Center München, Career Service & Alumni, Abteilung München
- **Kerstin Mainka**, 1.10.2015, Career Service & Alumni
- **Margit Moosbauer**, 1.01.2015, Beitragsabteilung, Abteilung München
- **Katja Schuster**, 11.02.2015, Zentrale Infostelle, Abteilung München
- **Maria Stölzle**, 1.05.2015, Fachbereichsreferentin für Soziale Arbeit & Bildung und Erziehung im Kindesalter, Abteilung München
- **Christiane Wissing**, 15.10.2015, Referentin zum Aufbau und zur Betreuung des SkillsLab Pflege, Abteilung München

Impressum

Herausgeber:
Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank
(V.i.S.d.P.)

Verantwortliche Redaktion:
Sibylle Thiede

Autoren:
Prof. Dr. Luise Behringer,
Prof. Dr. Ingrid Darmann-Finck,
Tamara Eder,
Prof. Dr. Constanze Giese,
Lena Heyelmann,
Michaela Hofbauer,
Prof. em. Dr. a. D. Johannes Kemser,
Prof. Dr. Andrea Kerres,
Friedrich Loder,
Claudia Mayer,
Nicole Röhle,
Prof. Dr. Helga Schneider,
Prof. Dr. Martina Wolfinger

Bildmaterial:
KSFH (Jens Bruchhaus, Eleni Gruber,
Michael Ingenweyen, Sandra Kasunić,
Prof. Dr. Bernhard Lemaire, Claudia
Mayer, Sibylle Thiede, Katharina Wutte),
photocase.com, Christiane Schweig-
mann, Daniel Wilms

Gestaltung:
www.leporello-company.de

Druck:
Don Bosco Druck & Design

Anschrift der Hochschule:
Katholische Stiftungsfachhochschule
München,
Preysingstraße 83,
81667 München,
www.ksfh.de



**Katholische
Stiftungsfachhochschule
München**

University of Applied Sciences

**Katholische
Stiftungsfachhochschule
München**

Abteilung München

Preysingstraße 83
81667 München
Telefon 089-48092-1271
Telefax 089-48092-1900

Abteilung Benediktbeuern

Don-Bosco-Straße 1
83671 Benediktbeuern
Telefon 08857-88-501
Telefax 08857-88-599